

Bernhardt

Bergbau

1. Aufl.

1932

Sächsische

6	8°
---	----

805/4

Landesbibl.



Der ehemalige Bergbau
im Gebiete
Reichenbach-Mylau-
Metschkau

Von

Clemens Bernhardt · Mylau i. V.

Druck und Verlag: Haun & Sohn GmbH, Reichenbach i. V.



**Der ehemalige Bergbau
im Gebiete
Reichenbach = Mylau =
Neschtal**

von

Clemens Bernhardt · Mylau i. V.

Druck und Verlag: Haun & Sohn GmbH, Reichenbach i. V.

(1932)

1. Auflage.

Alle Rechte vorbehalten.



1932 IA 3013

Nachdruck verboten!

Vorwort

Der Bergbau nimmt in der Geschichte der sächsischen Volkswirtschaft eine hervorragende Stellung ein. — In der vogtländischen Landschaft führte er frühzeitig zur Bildung von größeren Wirtschaftsgebieten.

Die Betrachtungen über den Bergbau im Gebiete Reichenbach—Mylau—Rehschau gedenken jener Jahrhunderte, in denen die Bodenschätze der Nordostecke des Vogtlandes dem Bergmann Arbeit und Verdienst gaben.

Der Verfasser war bemüht, auf Grund von Akten aus mehreren Archiven u. einschlägiger Literatur Verjunkenes und Verklungenes erstehen zu lassen. — Nachdem über diese bergmännische Tätigkeit im Reichenbacher Tageblatt u. Anz. eine größere Anzahl von Betrachtungen veröffentlicht waren, konnten die bergbaukundlichen Darstellungen zu diesem Heimatbüchlein vereinigt werden. — Die Ausführungen sind in einfacher, schlichter Weise gehalten. Die bildliche Ausgestaltung erfuhr weitgehende Beachtung. Die Verlagsfirma hat in dankenswerter Weise die Klischees hergestellt von den vom Verfasser angefertigten Karten und photographischen Aufnahmen derjenigen Stellen, wo man ehemals nach Erzen schürfte.

Besonderen Dank spricht der Verfasser den Herren Oberlehrern G. Strödel in Reichenbach und V. Nacht in Greiz-Pohlitz aus, die ihn in der Erfassung der weiten Stoffgebiete bereitwilligst unterstützten.

Möge das Heimatbuch rechte Heimatfreude und Heimatliebe wecken!

Mylau, Weihnachten 1932.

Clemens Bernhardt.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Goldbergbau und Goldwäscherei	5
Eisenbergbau	27
Das Mannwerk in Mühlwand	47
Riesgruben	65
Ockergruben	69
Lehmgruben	73
Quellen und Literatur	77

I.

Goldbergbau und Goldwäscherei.

Harte Arbeit, das war die Losung jener kleinen deutschen Siedlerschar, die vor mehr denn 800 Jahren auf den Höhen unseres Gölkzschtales die erste Art anlegte und in düstere Wälder die erste Pflanzung schlug. — Die Landschaft lag noch in tiefer Wildnis. Riesenhafte Baumgestalten, entrindetes Geäst, Ahornbäume, Buchen, Eichen, Fichten und Tannen mit dickem Moos und härtigen Flechten behangen, bedeckten ringsum das Gelände, während Felsblöcke und mächtige Baumstämme im Tale den Flußlauf der Gölkzsch sperren und hemmen. — Ueber das grüne Meer des Waldes erhob sich die alte Burgfeste M y l a u. Sie war noch nicht der stolze Bau unserer Tage. Aber zwei Rundtürme und wehrhafte Mauern verrieten ein starkes Verteidigungswerk. Zu Füßen der Burg, dort, wo sich heute Haus an Haus reiht, war es noch recht still und menschenleer. Nur hier und da zeigte aufsteigender Rauch das Vorhandensein von sorbischen Weilern. Viel Land war noch unbestellt und ungerodet, der Boden nicht ertragsfähig, um Frucht und Segen zu spenden. Da kam der deutsche Bauer. Das war der rechte Mann, der mit Eisen beschlagenem Pfluge der Wildnis zu Leibe ging und Neuland schuf. Der Urwald lichtete sich. Der Boden wurde fruchtbar und freundlich. Wege und Stege bahnten sich durch dunkle Gefilde. Auf der alten Völkerstraße S o f = P l a u e n = R e i c h e n b a c h regte sich der Verkehr. Der Boden war freigelegt, zeigte sein Antlitz und damit mancherlei Schätze, die man bisher nicht kannte, aber doch verdienten, gehoben zu werden. So kam es, daß die Erzsteine schon frühzeitig Menschen nach dem Vogtlande führten.

Im 15. und 16. Jahrhundert beschränkte sich der sächsische Bergbau schon lange nicht mehr lediglich auf das Freiburger Gebiet. Auch im Vogtlande wurde nach allerlei Erzen gegraben, selbst entlegene, unbewohnte Gegenden wurden bergmännisch erschlossen. Welcher Eifer damals die Leute ergriff, davon schreibt der aus Eger stammende Paul Navis, „wie alle Berge und Niederungen durch- und umwühlt werden, der Ackersmann nicht mehr mit dem Pfluge die Erde furcht, sondern auf Schächte abteufen erpicht ist, wie ohne Erbarmen Bäume, Sträucher, Blumen und Kräuter in ihrer Herrlichkeit niedergeschlagen, ausgerissen, zertreten und so der Boden seines schönen Teppichs beraubt wird. Da wird so

mancher Gewerke*) plötzlich reich, man bietet dem Inhaber eines Kuxes (Anteilschein) hohe Summen, wohl bis zu 2000 Gulden, um ihm seinen Teil abzukaufen, selbst Adel und Obrigkeit strecken die Hände nach ihm aus."

Die Nachricht von dem Schürfen und Ausbeuten bot der geschäftigen Phantasie ein reiches Feld für lockenden Gewinn und sorgloses Dasein, während man den nicht ausbleibenden Uebertreibungen von reicher Ausbeute keine nüchternen Erwägungen entgegensetzte.

Selbst Fremde lockte die Kunde von dem Bergsegen nach dem Sachsenlande. Sie kamen auch nach dem Vogtlande, um hier Schätze zu sammeln. Der Einheimische beobachtete argwöhnisch ihr merkwürdiges Tun, wenn sie aus dem Gölschlande Goldflitterchen wuschen, oder aus der Elster Perlen fischten oder schimmernde Steinchen sammelten.

Man nannte die Fremden „Walen“. Es sollen Italiener, wohl auch Brabanter und Flanderer gewesen, die auf weiten Fahrten auch unsere Landschaften besuchten. Dort, wo sie Kostbares zu finden glaubten, haben sie an Bäumen und Felsengestein eigenartige Zeichen angebracht, während die Fundorte in Büchern sorgsam aufgezeichnet wurden.

In einem solchen erhaltenen „Walenbüchlein“ ist für unsere Gegend eingetragen „Zwischen Grätz und Reichenbach bei der Pferdeshwämme nach dem Wassenhammer zu, den Fluß hinauf findest du reiche Goldgeschiebe, ungefehr gegen der rechten Hand, und da suche mit der Ruthen (Wünschelrute), der Gang wird nicht weit seyn. Bei dem alten Wassenhammer in demselben Fluß aufwärts, da gibt es Flammen. Nicht weit von der Papiermühle, da die Pleiße (wohl die Gölsch gemeint) in die Elster fällt, kommen die zwei Goldgänge zusammen, da wasche.**) — Das Heimatbuch „Volksbrauch, Aberglaube und Sagen“, von Dr. Köhler erzählt unter „Gold bei Reichenbach und Rimbach“: Zwischen Reichenbach und Rimbach an der „egerischen Brücke“ (Gölschbrücke am Gasthof Alaunwerk) frage nach dem Schneckengraben (Wasser in dem Alaunwerk), daselbst findest du quarzige Nieren, worin ein guter Markasith, Kupfer und Gold enthalten sind. In diesem Schneckengraben zur rechten Hand ist im Gebirge gegen Mittag zu ein Petten, darinnen findest du den schönen Markasith, hübsch würfelig und eckigt, als wenn er poliert wäre.“

Die sogenannten „Walenbücher“, in denen die Goldvorkommnisse in solcher Weise dargestellt sind, gleichen Aufzeichnungen phantastischer Erzsucher, die in unvollkommener mineralogischer Kenntnis im tauben Gestein geheimnisvolle Schätze zu finden glaubten. — Rich. Freitag schreibt in seiner Darstellung über die „Walen im Vogtlande“ von jeaen Schriften: „Die Walenbücher sind nach der begründeten Ansicht des besten Kenners der Bergwerksgeschichte Sachsens, des Dr. Heinr. Schurz, ein Gegenstand zu der unübersehbaren, aber hohlen alchimistischen Literatur mit ihrer Fülle von haltlosen und phantastischen Behauptungen, und die Fahrten der „Walen“ entsprechen vollständig den ernsthaft-tollen Bemühungen der Alchimisten.“

*) Gewerke = Mitglied einer Gewerkschaft.

**) R. Schurig „Beiträge zur Gesch. des Bergbaues im sächs. Vogtland.“

Dennoch ging auch der Staat an den Gerüchten über Entführung wertvoller Schätze nach Italien und anderen Staaten nicht unbeachtet vorüber. Die Beamten verfolgten mißtrauisch verdächtige Arbeiten an Flüssen, Bächen und offenen Herdstellen, denn das Bergbaurecht stand dem Staate zu, der von dem gewonnenen Metalle eine erhebliche Steuer erhob.

Wie eilfertig man vorging, beweist die Festnahme von drei Gefährten im Juli 1564 nahe am Dorfe Werda im oberen Vogtlande, über die der Hauptmann von Zwickau und Voigtsberg, Wolf von Trübschler, nach den „Allerlei Nachrichten von Bergwerksachen aus dem Voigtsberger Bergamtsarchiv“ seinem Churfürsten nach Dresden u. a. wie folgt berichtet: „Euerer kurfürstlichen Gnaden kann ich in Untertänigkeit nicht vorhalten, daß ich in Erfahrung kommen, daß im Dorfe Werda, da von alters noch bis jetzt ein heimlich Bergwerk besteht, aus dem die Balen und andere Leute in Säcken hinwegtragen. Da sie weder beim Bergmeister noch im Amte angesuchet oder Mutung getan, habe ich mich am Morgen erhoben und bin hinausgezogen, mich der Dinge besser zu erkundigen. Da habe ich drei Kerle befunden, die Erz, oder was es sein mag, in der Schmiedeeffe geröstet oder kalzinieret haben. — Mit denen habe ich Sprache gehalten, wer ihnen erlaubete, des Ortes zu arbeiten, von wannen sie kämen und wer sie daher gewiesen. Nachdem sie ihre Antwort dahin gerichtet, daß allerlei Verdacht daraus zu vermuten gewesen, habe ich sie in Bestrickung genommen und dem Landrichter und Knechten befohlen, daß sie auf „das Haus anhero nach Voigtsberg gebracht, in einer Stube verwahret und durch die Knechte verwacht werden.“

Das Verhör ergab den Bildungsgang und die bewegte Lebensführung dieser drei Männer. Der eine nannte sich ehemaliger Stadtschreiber zu Vocha, der andere gab an, er stamme aus Steiermark, habe zu Gisleben und Wittenberg studiert und sei in Thüringen und am Harze Schulmeister gewesen, dann habe er in Prag bei einem Goldschmied Scheidewasser gebrannt. Es war „ein schwarzkleines Männlein, einem Balen ähnlicher als einem Deutschen.“ Der dritte kennzeichnete sich als großer böhmischer Bauer. — Im Verhör gaben der Stadtschreiber und der Schulmeister ausweichende Antworten, die verdächtigten. Eine Durchsichtung ihrer ledernen Reittasche ergab „Kunstabücher“ und seltsame kristallene Pülverchen. Von den Kunstbüchern berichtet der Hauptmann, daß sie wohl deutsch geschrieben seien, sonst aber kein Verstand daraus zu nehmen sei. — Auffällig erschien ein vorgefundenes Schreiben des Stadtschreibers an den Sekretär des verstorbenen Burggrafen Heinrich IV. von Plauen, dem Hannsen (Johann) Marchello, der in Auerbach wohnte, zumal die Balenbücher den Gölkschlauf von Auerbach bis zur Mündung als goldreich bezeichneten. — Im übrigen beteuerten sie, nichts Unrechtes vorzuhaben. Der Stadtschreiber behauptete, über die hiesigen Bergschätze von dem verstorbenen Pfarrer in Werda erfahren zu haben, bei dem er gelegen, „das obere Stübchen innegehabt und geschmelzet habe.“ Der Pfarrers Frau gegenüber behaupteten sie, „daß sie ein altes Balenbuch bekommen, daraus sie die Kunst gelernt, wie man Erze zugute und Gold daraus machen wolle, daß sie auch an etlichen Orten in Bäumen und Felsen alte Zeichen,

so die Walen hinter sich pflegten zu lassen, gefunden hätten.“ — Der Bescheid, den der Churfürst dem Hauptmann zugehen ließ, ist nicht bekannt. Das Landesamt in Dresden wird durch die übersandten Erze und Werkzeuge von einem ungeheueren Reichtum in unsern Bergen nicht überzeugt gewesen sein, denn nach Walenberichten angestellte Versuche nach guten Anbrüchen waren allenthalben mißlungen. Es ist anzunehmen, daß man die drei harmlosen Gefährten schließlich ihres Weges ziehen ließ *)

Mögen solche alte Ueberlieferungen im sagenhaften Gewande erscheinen, so zeugen sie doch von dem frühzeitigen Forschen nach den Goldschätzen in unserer Heimat.

Als das Goldvorkommen bekannt war, erhob sich ein rühriges Schaffen und Regen nach dem kostbaren Bodenschätze, ein eifriges Bemühen, das sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbte, Jahrhunderte hindurch anhielt und auch dann immer noch weiter lebte, als sich Enttäuschungen einstellten und sich ein Kranz von Sagen um jene Stätten wob, wo man Gold zu finden glaubte. Wünschelrutengängerei und Alchimie waren dabei nicht wenig im Spiele. — Der Name „Gölkisch“ wurde als „Goldbach“ gedeutet, während nach ernster Heimatsforschung das Wort „Gölkisch“ von golic = Heidebach abgeleitet wird, und nach anderer Auslegung (altsorbisch goly = fahl) soviel wie der fahle Bach „Kahlenbach“ bedeutet. — Der Name Reichenbach wurde mit dem die untere Stadt durchfließenden, goldführenden „reichen Bach“ verbunden, der Ort selbst lange Zeit „Berg und Goldwäsch-Stadt“**) genannt, die Gründung Mylaus einstigen Goldwäschern zugeschrieben, die von Greiz her das Gölkichtal aufwärts nach Gold durchsucht und hier am Zusammenfluß der Gölkisch mit dem Raumbach (Seisenbach) die Siedlung Mylau gegründet hätten.

Das Goldvorkommen hat das Vogtland in der bergmännischen Welt frühzeitig bekannt gemacht. In unserer Gegend werden als goldführende Bächlein genannt: Gölkisch, das Seisenbächlein bei Reichenbach und der Heinsdorfer Bach mit dem Schmalzbache.

Das Gold lag in Form von kleinen Körnchen oder als kleine, feine Goldblättchen in Sand- und Kiesablagerungen, die sich an Kurven und Biegungen jener Gewässer gebildet hatten. An solchen Ablagerungen entstanden die „Goldseifen“ oder „Goldwäschen“, jene Arbeitsstätten, auf denen man Jahrhunderte hindurch immer wieder nach Gold suchte. Die Arbeit nannte man „Seisen“ (Waschen). Das Wort entstammt aus dem Mittelhochdeutschen „syve“, das soviel wie tröpfeln, nasses Gelände, wohl auch Bächlein im engen Bett bedeutet. Im bergmännischen Sinne wird „seisen“ als „waschen“ gedeutet. Es gibt heute noch Orts- und Bachbezeichnungen, die ihre Namen jenen alten Gold-, Zinn-, Silber- u. a. Seisen verdanken. Der Name unseres Seisenbaches, „wie denn ein Bächlein allhier „Seissen-Bächlein“ benannt wird“, erinnert an jene alten Goldseifen vergangener Jahrhunderte.

*) Vogtl. Anz. 1922, Nr. 101.

**) Olscher „Entwurf einer Chronik d. St. Reichenbach“, S. 10.

Aber nicht nur aus dem Flußsande sollte Gold gewonnen werden, auch aus den Quarzgängen der Felsen bemühte man sich, Gold herauszuarbeiten, das man zum Unterschied von dem Waschgold das „Berggold“ nannte. Man trieb daher hier und da Stollen in das feste Gestein, um das Gold rein bergmännisch abzubauen. Leider hat sich so manche frohe Hoffnung nicht erfüllt. Die Mineralogie und Hüttenkunde war damals noch nicht so ausgebildet wie heute. In der Freude am Gewinn war man zu leicht geneigt, goldführende Erze für gediegenes Gold zu halten und goldhaltige Mineralien höher zu bewerten, als sie es verdienten. Der Schwefelkies, der in kleinen würfelartigen Gebilden im Grünstein und Schiefer unserer Gegend vorkommt, wird heute noch als „Katzengold“ bezeichnet. Er enthält ein wenig Gold und Silber und ist ein regelmäßiger Begleiter des Goldes, in seiner ursprünglichen Lagerstätte. Es hat sich aber auch bestätigt, daß unser Boden vornehmlich bei Mühlwand neben Katzengold auch andere Begleitminerale des Goldes wie Kupferkies, Eisenglanz und Magnetkies, Eisenvitriol, Allophon und Bissophon enthält.

In neuerer Zeit haben sich namhafte Heimatforscher, wie Schurig, Heß von Wichdorf, R. Hundt, B. Stöckel u. a. mit dem Goldvorkommen im Vogtland beschäftigt. B. Stöckel hat in unermüdlicher Hingabe seit Jahrzehnten auf das heimische Gold hingewiesen, hat Steine in der Gegend von Reichenbach, Mylau und Rehschau auf ihren Goldgehalt untersuchen lassen und die Öffentlichkeit darüber unterrichtet. Es wurden Spuren von Gold in dem Kies bei C a m b z i g und in den Kiesen vom Balkholz bei Reichenbach nachgewiesen. Neben Gold wurden auch kleine Teile Silber gefunden. Ebenso wurde in den Schwefelkiesen des Grünsteinbruches an der B u r g s t r a ß e i n R e i c h e n b a c h nach Untersuchungen des Bergamtes zu Freiberg Gold und Silber festgestellt. Quarze bei der B ü n a u m ü h l e enthielten 0,00010 Prozent Gold, Quarze im Grünsteinbruch bei Schneidenbach enthielten 0,00015 Prozent, andere Quarze mit Schwefelkies 0,00021 Prozent Gold. Das bedeutet, daß in einer Tonne (1000 kg) 1 bis 2,1 Gramm Gold vorhanden sind. Ergiebiger Abbau verlangt aber 2 bis 3 mal mehr Goldgehalt.

Woraus erklärt sich das Goldvorkommen? Das meiste Gold der Erde wurde durch überhitztes, Kieselsäure reiches Wasser aus dem Erdinnern an die Oberfläche heraufbefördert, wo das goldhaltige Wasser stellenweise in die Spalten und Ritzen des Gesteins eindrang und hier das mitgeführte Gold ausschied, während die im Wasser enthaltene Kieselsäure als Quarz abgesetzt wurde. So kam Gold und Quarz in das Gestein unserer Gegend. Solches Gold wird B e r g g o l d genannt. Als die Quarzteile verwitterten, wurde das mit dem Auge oft kaum sichtbare Gold in kleinsten Teilen freigelegt und von der Gölsch und ihren Zuflüssen in feinen Sandteilchen als „F l u ß g o l d“ (Blättchen, Körnchen) fortgeschwemmt und an verschiedenen Stellen im Alluvialsand abgelagert. — Als „Goldbringer“ für den Unterlauf der Gölsch wird auf das Gestein verwiesen, in dem goldführende Erze wie Arsenkies, Antimonkies und Eisenkies enthalten sind, wie denn auch erwiesen ist, daß in hiesiger Gegend Gold führende Quarzadern vorhanden sind.

Bergkommissionsrat Charpentier an der Bergakademie zu Freiberg schrieb 1778 in seinem Buche „Mineralogische Geographie der Kursächsischen Lande“ u. a. über das Vorkommen des Goldes im Vogtlande: „Das Gold liegt in ganz kleinen Teilchen oder Blättchen, höchst sparsam in einer großen Menge feinen Sandes... Der Sand besteht aus feinsten und fast staubähnlichen, bräunlichen Quarzteilen und sehr viel eisenfarbigen Körnern, deren die meisten den Schrotkörnern ähnlich sehen. Verschiedene dieser Körner haben eine helle und der Platina (chemischer Grundstoff) gleichkommende Farbe. Die größten haben ungefähr die Größe eines Hirsekorns. Unter dem Hammer sind sie hart und spröde, und vom Scheidewasser werden sie nur sehr wenig angegriffen. Man kann alle diese Körnchen und eisenfarbigen Teilchen mit dem Magnet vom Sande absondern, so daß zuletzt nichts als die bräunlichen Quarzteile mit den inliegenden Goldflämmchen zurückbleiben.“

Ueber die Art, wie man das Gold aus dem Sand gewann bzw. gewaschen hat, ist uns wenig überliefert worden. Es ist anzunehmen, daß das Verfahren ehemals in allen Goldländern gleich oder ähnlich war. Da das Gold schwerer ist als die umgebenden Körper, so sinkt es im Wasser auch am ehesten zu Boden, und die Wäscherei bestand nun darin, daß man den goldhaltigen Sand mit Wasser aufschwemmte und dann auf einer geneigten Ebene Gold- und Sandkörner getrennt sich absetzen ließ.

Die Sage vom „Goldenen Blies“ deutet auf eine uralte Art der Goldgewinnung. Man ließ den goldführenden Sand über die Häute von Schafen oder Kühen weglaufen. Zwischen den Haaren sammelten sich die feinen Goldkörner an. In diesem Sinne wird in Kolchis das „Goldene Blies“ gedient haben.

F. G. Gläser, Bergmeister zu Eibenstock, erzählt von einem alten Goldwaschverfahren: „Man bediente sich damals eines 2 m langen und 3 m breiten Brettes vom Bindenholze, welches am obersten Ende eine schüsselförmige Vertiefung hatte, von welcher herunter 10 bis 12 Einschnitte quer über das Brett befindlich waren. Dieses Brett war schräg unter einem Winkel von 45 Grad aufgestellt; der goldhaltige Sand wurde oben in die schüsselförmige Vertiefung getan, stark mit Wasser begossen, und so der leichte Sand heruntergeschwemmt, der schwere aber mit den Händen nachgeschoben. Das, was in den Einschnitten sitzen blieb, wurde in einer länglichen Mulde abgeflaut und sodann mittels des Sichertrogs das Gold vollends herausgezogen.“ Ein Verfahren, das durch moderne, gut durchdachte Methoden der Goldgewinnung viele Verbesserungen erfahren hat. — Vielleicht deutet auf das alte Goldwaschen schon eine Urkunde aus dem Jahre 1232, in dem der Kaiser Friedrich II. dem Bischof von Meißen das Regal (Hoheitsrecht) über alle Arten von Bergwerken und Goldvorkommen bis ins Fichtelgebirge hinein verlieh.

Die beste Zeit des Goldabbaues dürfte zu Anfang des 15. Jahrh. gewesen sein. Nachdem aber die Hussiten 1430 von Reichenbach her das Göltzthal durchplünderten, hatte man an der Goldgewinnung kein Interesse mehr. Man ließ Haus und Hof in Stich, flüchtete mit Hab und Gut hin-

ter die festen Mauern der Burg Mylau oder in das Dunkel der nahen Wälder. Auf den Goldwäschen wurde es still und menschenleer, bis sich die sächsischen Landesherren, die Ritter auf Mylau und geschlossene Gewerkschaften der alten Goldgewinnung erneut annahmen.

Das 16. Jahrh. war dem Goldertrag förderlicher. Als 1525 die Bauernunruhen beendet waren, und der Mylauer Schloßherr, Jos. Levin Mész, in ruhiger Zeit die Schloßtore wieder öffnete, wandte man sich erneut nach den alten Goldseifen an der Gölsch. War auch der Ertrag gering, so führte doch die Lust am Schürfen zu neuem Leben und Streben.

Die ältesten Aufzeichnungen hiesigen Goldabbaues gehen auf das Jahr 1564 zurück, als der kurfürstliche Bergmeister Jobst Reiboldt eine Anzahl von Mutungen (Berechtigungen zum Goldabbau) in der Gegend von Mylau und Reichenbach an Gewerken (Gewerkschaften) verlieh. Unter ihnen befand sich der Amtsverweser des Bezirkes Hans Todt von Schwarzenberg, sowie die Reichenbacher Bürger Simon Vist, Jeronimus Reinisch und J. Schaunffus. Die Gölsch und die ihr zufließenden, goldführenden Bächlein in Oberreichenbach und Heinsdorf sollten aus ihren Goldseifen (Goldwäschen) wieder Segen spenden. Der Mylauer Schloßherr, Jos. Lewin Mész (1526—1571), war damit nicht einverstanden. Er besaß die Fischerei in der Gölsch und wollte sich die Erträgnisse durch die Goldwäscherei nicht beeinträchtigen lassen. Sein Einspruch blieb jedoch erfolglos. Der Goldabbau erweiterte sich sogar, worauf Mész aus seinem Lehnbrief nachzuweisen suchte, daß er in seinem Herrschaftsgebiete selbständiges Mutungsrecht besitze, ohne Rücksicht darauf, daß der Abbau von Edelmetallen lediglich dem Landesherrn zustand. Die Verhandlungen mit Mész über die „goldseifen ahn dem Wasser (Gölsch) und anderen Einflüssen derselbigen gegentt“ zogen sich von 1564—1566 hin. Am 8. Septbr. 1564 erhielt Mész den kurfürstlichen Bescheid, der ihm untersagt, aus seinem Lehnbrief eine Belehnung mit dem Bergregal abzuleiten oder andere, die auf seinem Boden nach Gold suchen würden, daran zu hindern.

Das kurfürstliche Schreiben lautete: Lieber getreuer. Wir haben dein antwort auff unser neher schreiben die Goldseuffen und Berckwergk, so sich Auff Joseph Levin Metschen auff Milaw gründen und gütern erregen und angetrossen werden möchten, sampt seinen Bericht und überschickten Abschrift seines Lehnbriefes zu henden empfangen und verlesen. Und wiewohl seine Eltern von unsern löblichen vorsehren mit dem Schloß Milaw und seinen zugehörigen gerechtigkeiten ganz herrlich beliehen, das wir Ine den gnädigst wohl gönnen; So finden wir doch nicht, daß Inen die Berckwerge sonderlich aber die hohen Metall, so allein zu den Regalien gehörig, darinnen ausdrücklich geliehen worden, und seint die andern benannten und gemeinen Freyheiten und gerechtigkeiten nur auff die zuverstehen, die in dem Lehenbriefe begriffen, oder ungesehrlich darein gezogen werden möchten, auch unsere löblichen Vorsehren zuvorleihen macht gehabt und denen die Metschen als unterlehentwegen zu empfangen fehg gewesen. Wir wohlten aber diese Ding gegen Pabst Levin

Metschen als einen alten getreuen Lehmann noch zur Zeit (aus Ursach, die dir zum Theil bewußt) nicht fechten auch, durche diese Einstellung uns und den belehnten gewercken zu Nachteil nicht eingereumbt noch begeben haben. Weil er sich aber zu ende seines Berichtes unterthenigt erbeut, do Jethwes rechtschaffenes und gemesslichs von Berckwert unter oder bei Jme zu erheben, das er dasselbig mehr fördern als hindern wolle. Und weil sich aber enzliche und namhafte gewercken auff einen Goltseusen bei Jme eingelegt, darauff sie nicht allein den kosten, sondern auch reichen Ueberschuß zu erlangen verhoffen. Als befehlen wir gnädigst dir, du wollest von unserntwegen an Jnen begehren, das er obberürte gewercken oder ire vorordnete befelichhabern und abeitter an den ortten, da sie sich eingelegt, unverhindert eine Versuchprobe in großen Werk machen lassen, damit man sehe, was des orths auszurichten. Wirdet sich dann befinden, das es keinen nutz noch überschuß tregt, so wollen wir nicht gestatten, das Jme oder andern seine gütter fürsechlich und vorgeblich beschedit oder verwüstet werden. Daran geschieht unsere gefellige meinung. Und haben es dir zu gnädig nachrichtigen antwort nicht vorenthalten mögen. Dat. Torgau, am 8. September Anno 1564." (A. Schurig, S. 40).

Als der Eifer, Goldgänge zu entdecken und Gewerke aufzurichten, mehr und mehr überhand nahm, verordnete der Kurfürst August (1553—1583) im Jahre 1563, daß die Verleihungen auf Goldseisen nicht mehr an die Bergmeister, sondern alle Gold mutenden Gewerke an ihn zu verweisen seien. Der Kurfürst trug Bedenken gegen die Freigabe des Goldabbaues, weil er glaubte, durch die im Lande umherziehenden Goldwäscher möchten die Waldungen, Wildbahnen, Gründe und Wiesen geschädigt, das Seisengold aber, das laut der hohen Regalien ihm zustand, unterschlagen und veruntreut werden. Um dennoch die Hebung der Goldschätze zu fördern, erließ er in den Jahren von 1566—1576 eine Goldseisen- und Wäscheordnung, die festsetzte, unter welchen Bedingungen es jedermann gestattet sei, nach dem edlen Metalle zu schürfen. Die vogtländischen Herrschaftsbesitzer bekamen die entsprechenden Anweisungen, im untern Gölzschgebiet Jos. Lev. Meßsch zu Mylau, Joachim und Christoph Reiboldt zu Meßschau, die von Bünau zu Elsterberg. Das ausgebrachte Gold war zu festgesetzten Preisen an die kurfürstliche Kammer abzuliefern.

1580 hat Nikol von Schönberg, der nach Jos. Lev. Meßsch die Herrschaft Mylau erwarb, den sächs. Kurfürsten Vater August, in Mylau nach Gold waschen zu dürfen. Da er dem Kurfürsten die Hälfte des Bergeigentums versprach und der Kurfürst nicht abgeneigt war, mit zu bauen, schickte er den Oberbergmeister Martin Planer von Freiberg zur Besichtigung nach Mylau. Der Bericht Planers fiel günstig aus. Der Kurfürst verlieh daraufhin Nikol von Schönberg und Wolf Schönberg zu Maxen „zwene goldseisen, an der Gölzsch und eine Seife*) am Heinsdorfer Bache nebst einen Erbstollen („Krummer Schönberg bei Reichenbach“)

*) Eine Seife (Wäschewerk) umfaßte gewöhnlich einen Bezirk von 100 Lachtern (200 m) in der Länge und 50 Lachter (100 m) in der Breite.

und 100 Geviert-Fachter (200 m) in der Gegend Reichenbach und Mylau „gelegen uff der Heid und uff der Millischen und Reichenbachischen gütern.“ — Ober der Stollen in Betrieb genommen wurde, und wo er genau gelegen, ist nicht mehr bekannt.

Die Verleihungsurkunde lautete: „Uff des Durchlauchtigsten Augusto Herzogen zu Sachsen habe ich Merten Planer D. B. M. über dem gebirgischen Sächsischen Kreis dem Edlen Gestrengen und Ernvehsten Wolffen von Schönbergks wegen ihrer Churfl. G. verliehen, Zween Goldt Seifen einem in der Göliczsch; Und den Andern in der Heinersdörffer Bach. Auch einen Erbstolln sampt allen Goldt- und Silbergangen, die er Bonn des stolns Mundloch an in 1000 Fachter inn die gevthr des gebirgs über fahren möchte, und das er Jederezeit inn den tausent Fachter zusolchen gengen, die er nicht alleine mit dem stoln überfahren, Sondern auch die er im Revier erschürffen und erbauen möchte, das er darzu der erste muther sein soll uff dem Frommen Schönbergk genandt, doch das der Churfürst zu Sachsen und Burggraf zu Magdeburgk M. G. S. beneben ihren Churfüßtl. Gebürenden Zehenden Von solchen allen den halben teil Zukommen und haben soll. Gelegen uff der Heid uff der Millischen und Reichenbachischen gütern. — Datum Reichenbach, den 19. Mai Anno 1580.“

Aus dieser Belehnung geht hervor, daß der Churfürst neben den Zehnten die Hälfte oder 2 Schichten an dem Goldabbau beanspruchte und seine Anteile zu verbauen wünschte. Zur Sicherung seiner Ansprüche ließ er sich von Schönberg nachstehende Beglaubigung ausstellen:

Nachdem der Herzog zu Sachsen etc. — Auf mein Wolf von Schönbergk zu Maxen unterthenigst Bitt und muthen; Aus Sondern, Gnaden, Gnedigst bewilliget, das durch Churfl. G. Oberbergkmeistern Merten Planern Auff den Millischen und Reichenbachischen gütern und derselbe Revier mir ein Erbstolln, dem Frommen Schönberg genandt auf Gold und Silber, deßgleichen Zweene Goldt Seifen, den einem Inn der Göliczsch und dem andern in der Heinersdörffer Bach, alles nach Inhalt derselben Belehnungs verliehen worden, doch bescheidenlich und Also pp. Ann solchen gebäuten, Soviel ich dero Anstellen werde, S. Churfl. G. der ortz zwo Schichten, zu kommen lassen, und hiermit übergeben haben will die S. Churfl. G. zu bauen und zu erlegen Frey stehen sollen. Auch Unbeschader S. Churfl. G. daran habenden Zehenden und anderen zu den hochfürstlichen Regalien gehörigen gerechtigkeit und daß ich solcher begnadunge, der ich wie billich Unterthenigst dankbar. Als der getreue Unterthan zu wieder meiner pflicht nicht mißbrauchen soll, Habe ich um mehrere sicherheit vor mich, meine Erbenn und nachkommen mein Angeboren Pötttschafft hierunter thun trucken unnd mich mit Eigenen Henden unterschrieben. — Geschehenn zu Reichenbach, den 19ten Mai nach Christi Unsers Lieben herrn unnd Einigen Erlöbers geburt inn ein tausent Fünffhundert unnd Achtzigsten Jares. —

L. S.) Dis Wolf von Schönbergks zu maxen eigen Hand.“
(R. Schurig, S. 41).

Erbstollen waren bevorrechtete Stollen zum Unterschiebe von den Suchstollen zur Erschließung von Erzlagertstätten und den Stollen, die zur Abführung des Wassers dienten. —



Goldwäſche, oberhalb der Bünaumühle.

1581 berichtet Oberbergmeister Marten Planer, daß die Ausbeute von dem Goldgang auf dem „Krummen Schöberg“ nicht recht hofflich sei. — Nach Jahren geringem Verdienstes wurde das Goldbergwerk am 12. September 1592 mit allen darauf lastenden Rechten und Pflichten an Andreas Küffner in Leipzig verliehen. Aber auch er hatte wenig Gewinn. Der Betrieb wurde eingestellt. Die Zeit der vogtl. Goldgewinnung schien vorüber zu sein. — 100 Jahre lang schweigt urkundliche Benachrichtigung über das Goldsuchen im Vogtlande.

Das 17. Jahrhundert hatte andere Anliegen, denn der mühsamen, oft ergebnislosen Goldsucherei nachzugehen. Eine endlose Kette von Jammer und Elend war der Lebensinhalt jenes Jahrhunderts. Drei Jahrzehnte von 1618—1648, der Feind im Land! Nach ihm der unheimliche Gast, der schwarze Tod und die Pest. Wohin das Auge blickte, Trümmer und Stätten des Elends, brandgeschwärzte Mauern, ödes und wüstes Land. Es gingen Jahrzehnte ins Land, bevor die Wunden des unheilvollen Krieges geheilt waren und die Korn- und Papiermühlen des Göltzschtales wieder lebendig wurden.

Das 18. Jahrhundert fing verheißungsvoller an. Der mächtige sächsische Kurfürst, August der Starke, 1694—1733, interessierte sich für den vogtl. Goldabbau. Seine verschwenderische Hofführung in Sachsen und die teuer erkaufte Königskrone von Polen verschlangen außerordentlich viel Geld, so daß man überall nach Mitteln suchte und keine Quelle unbenützt verschlossen ließ. So wandte man sich auch nach dem Goldabbau im Vogtlande. Mit Hacke und Schaufel, Eimer und Waschgerät ging es wieder an die Arbeit, um dem Boden die gewünschten Schätze zu entnehmen. Und in der Tat, der Abbau war nicht schlecht. Im Jahre 1701 wurden in Dresden aus vogtländischem Golde Dukaten

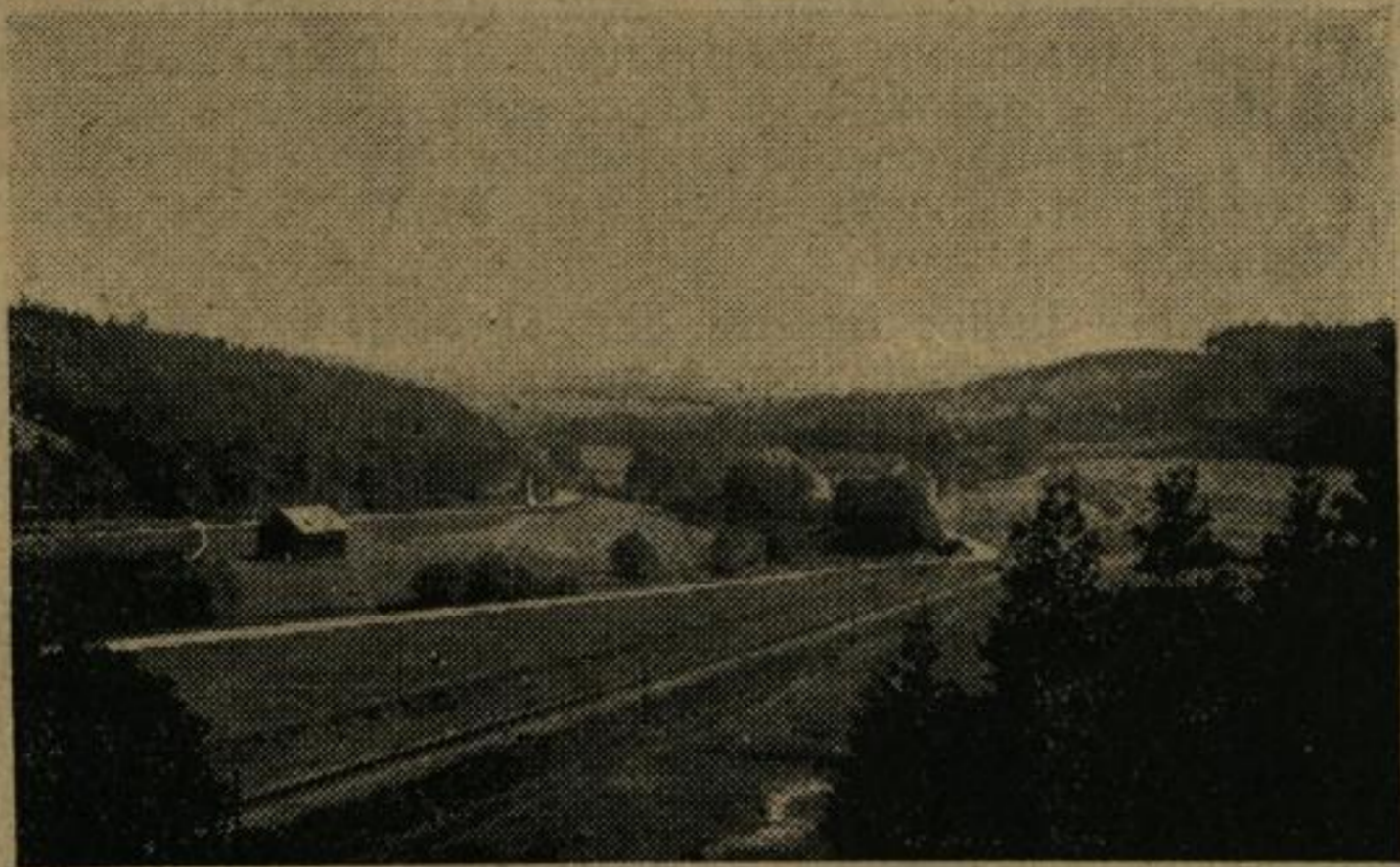
geprägt, die heute eine große Seltenheit sind. Sie tragen auf ihren Prägseiten das Symbol der Dreieinigkeit, die sieben Planeten und die Umschrift „An Gottes Segen ist alles gelegen. Wenig Zubuß, viel Ausbeut, macht fröhliche Bergleut.“ Die Sammlungen der Freiburger Bergakademie besitzen heute noch Seifengold aus der Gölzsch.

Die größte Goldwäsche wurde hier im Jahre 1709 zwischen dem Alaunwerk und dem Mylauer Forsthaus angelegt. Sie erstreckte sich in 40 m Breite und $\frac{1}{2}$ m tiefen Abbauschicht „von dem Berg bei den Alaunhütten bis zur Reichenbacher Tuchmacher-Walkmühle“ (Haus unterhalb des Forsthauses). Der Reichenbacher Kaufmann Christian Kürzel erhielt als Unternehmer und Lehnsträger dieses Wäschewerkes, „Goldne Sonne“ genannt, am 10. Juni 1709 nachstehende Verleihungsurkunde ausgestellt.

„Uff eingegebene Wuthung, vorhergegangenes Freisahren und geschehenes Ansuchen ist Herrn Christian Kürzel, Handelsmann in Reichenbach, in der Gölzsch von der daran gelegenen Oberen Tuchmacher Walkmühle an bis an den Berg bey den Alaunhütten ein Wäschwerk oder Seiffen, „Goldene Sonne“ genannt, nach Gold, Silber, auch anderen Metallen dergestalt verliehen und bestätigt worden, daß Se. Königl. Maj. und Churfürstl. Durchl. Er und seine Herren Mitgewerken Sechzehn Ruxe zum Erbtheil, biß die erst angelegte Zubuß verbauet, — frey verlegen sollen. Jedoch soll auch mit dieser Wäsche weder die Königl. und Churfürstl. Flöße der Gölzsch beeinträchtigt, noch jemanden Schaden zugefügt werden. — Der allerhöchste Gott möge seinen reichen Bergsegen aus Gnaden geben!

So geschehen, Voigtsberg, am 10. Juni Anno 1709.
Königl. Pöhl. und Churfürstl. Sächs. Bergamt daselbst
Adam Kaidel
Bergmeister.“

(H.—St.—A. Dr.*) Nr. 3750. Loc. 36 275 S. 46).



An der Bünaumühle, zwischen Alaunwerk und Myl. Forsthaus.

In dem stillen Gölzschthal erhob sich ein regsames Schaffen. Im nahen Alaunwerk schritten die Bergleute mit einem „Glück auf!“ an das Tagewerk, an der Gölzsch begannen

*) H.—St.—A. Dr. (Hauptstaatsarchiv in Dresden).

die Wäscher mit einem hoffnungsfrohen „Mit Gott!“ ihre mühsame Arbeit.

Die Hoffnung auf hohe Gewinnanteile hat von nah und fern Geldgeber zugeführt, die die notwendigen Anrechtsscheine (Kuxe) und damit die Reichenbacher Goldwäsche „Goldne Sonne“ fundierten und förderten. 33 Bürger aus den umliegenden Orten und auch solche aus Bärenstein und Johannegeorgenstadt kauften Kuxe, à Stück zu 4 gl. (Groschen) 6 Pf. Von hohen Herren erwarben Kuxe:

Ihre Königl. Maj. in Polen	24 Kuxe
S. Hohe Erz. Oberhofmarschall von Löwental	16 "
S. Erz. Geh. Rath von Aleman	8 "
S. Erz. Kammerherr u. Bergrat Trütschler	2 "
Berg-Sekretär Christoph Gottlob Lichtwer (?)	2 "

Ba. Bb. *) Nr. 1076, S. 76).

Die Teilhaber des neuen Wäschewerkes „Goldne Sonne“ schrieben mit Begeisterung an das Berggemach in Dresden: „Es ist uns viel daran gelegen, daß häufig Dukaten geprägt werden, denn das macht eifrig zum Bergbau. Wir werden auch gefundenes Silber nach Dresden schicken, nachdem es den Anschein gewinnt, als daß der höchste Gott das Abbau-Revier an der Gölsch mit seinem Bergsegel begnadet habe.“ — Ueber die Ausbeute des Wäschewerkes berichtet der Bergmeister Adam Raidel am 26. Nov. 1709, daß aus einem Zentner Schlich (Geschlemmte Erde) für fünf Sechzehntel Dukaten Gold geworden sei. — Im Jahre 1710 gab es eine besondere Ueberraschung, als man in der Nähe der Bünaumühle starke Goldkörner fand, von denen eins so groß wie ein Pfefferkorn und noch mit Quarz verbunden war. Das gefundene Gold wurde am 11. Febr. 1710 nach der staatlichen Münze in Dresden gebracht. Christian Kürzel und der Schichtmeister Johann Höffer begaben sich auf kurfürstliche Anweisung am 18. April 1710 selbst nach Dresden ins Berggemach und überreichten hierbei Schlich aus der „Goldenen Sonne“ mit „Goldflämmlein“ und einige dabei gefundene „Steinlein“, die Diamanten ähnlich waren, deren Eigenart und Wert aber niemand zu deuten vermochte. Die Uebersendung lieferte für einen Dukaten Gold. (S.-St.-A. Dr. N. 3750. Loc. 36 275 S. 24 und Ba. Vol. 388).

100 Jahre später schreibt der Chronist von den gefundenen „Steinlein“, daß sich in der Gegend von Reichenbach vereinzelt Chrysolithe, wahrscheinlich grüne Granaten oder auch Topase, zeigten. Ein anderer Kiesel sei mit Amethyst zu vergleichen, wie auch Jaspis vertreten sei.

Eine andere große Goldwäscherei lag in dieser Zeit unterhalb der heutigen Gölschtalbrücke auf der sogenannten „Goldwiese“, für deren Abbau sich i. J. 1710 der Reichenbacher Tuchschärer Friedrich Schreyderer mit fünf Genossen verpflichten mußte, das erschürfte Gold aufs peinlichste in die staatliche Münze nach Dresden abzuliefern.

Im regen Waschen stellten sich bald Hemmungen und Störungen ein. Als man im Aug. 1710 für 5¼ Dukaten Gold

*) Ba. Bb.-Bergamt Voigtsberg (Voigtsbg. Archiv im Oberbergamt Freiberg).

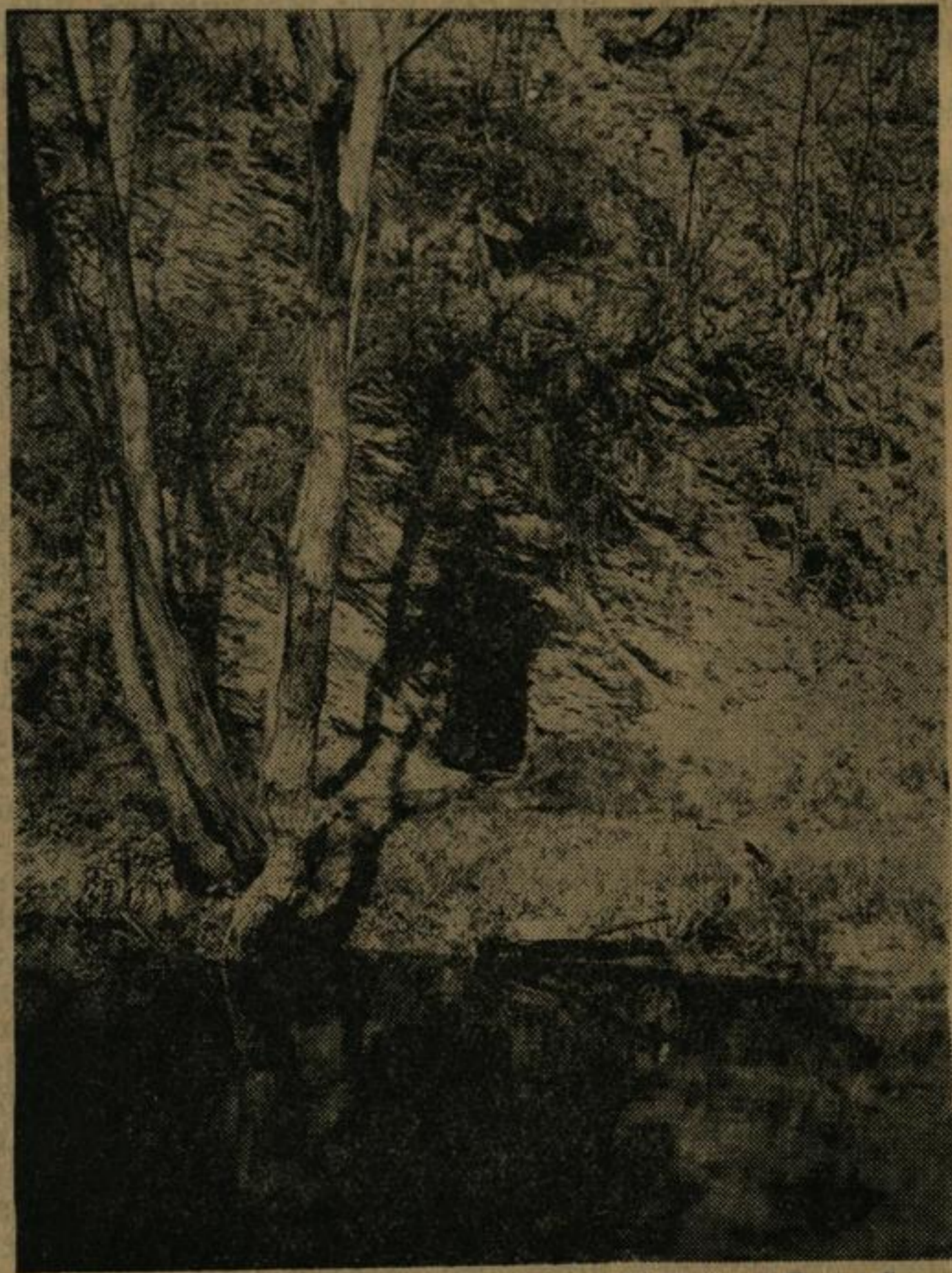
nach Dresden abgeliefert hatte, steigerte sich das Bemühen, durch Graben, Waschen und Wühlen noch mehr zu gewinnen. Darüber waren aber die Anlieger an der Gölzsch durchaus nicht erfreut; denn Schneidenbacher Bauern beschwerten sich, daß sie durch das viele Goldwaschen ihre angrenzenden Wiesen nicht mehr wie vordem bewässern könnten. Es kam schließlich so weit, daß der Müller der Bünaumühle sogar vor Gewalttätigkeiten nicht zurückschreckte, um sich die vermeintlichen Rechte zu sichern. Er wollte es nicht dulden, daß sein Mühlenbetrieb unter dem „Goldgewerbe“ leiden sollte und war daher entschlossen, alles Gölzschwasser durch den Mühlgraben zu leiten und die Goldwäscherei brach zu legen. Ebenso wandte sich der Mylauer Schloßherr Karl von Bose Beschwerde führend gegen die Gewerkschaft, die ihm seine Fischerei verderbe und den Mühlenbetrieb schädige. Nach langen Verhandlungen wurden täglich 8 Stunden Wascharbeit zugelassen.

War das Goldwaschen hauptsächlich nur im Sommer möglich, so versuchte man auf eine neue Arbeitsweise auch im Winter bei Schnee, Wind und Wetter abzubauen.

Mit der Goldwäsche „Goldne Sonne“ verband sich seit 1710 eine neue Art hiesiger Goldgewinnung, indem man in einen unmittelbar am linken Gölzschufer aufsteigenden Felsen einen Stollen trieb, um aus den Quarzadern des Gesteins das Gold bergmännisch zu gewinnen. Bergmeister Ad. Raidel berichtet hierüber am 11. Februar 1711: „Ungefähr 200 Fachter (400 m) oberhalb der Bünaumühle ist im Reichenbacher Tuchmacherholz, ein Gang 5 Fachter tief ins Gebirge getrieben. An diesem Ort bricht ein schöner, weißer Quarz mit einem gelblichen Letten, von welchen beiden man einen feinen Schlich und im Quarz ein subtiles Goldflämmlein mit herausgesichert hat, daß es eine gute bergmännische Hoffnung hat, zumal in der nahen Goldwäsche ein Goldkorn gefunden wurde, das mit weißem Quarz verbunden war und vielleicht von dem entblößten Stollengang nebst anderen Flämmchen abgeschoben wurde. (Ba-Vb. Nr. 388.)

Der Stollen, genannt „Segen Gottes zum goldenen Stamm“, stand lange Zeit im Interesse der bergkundlichen Gelehrten. Noch im Jahre 1780 schreibt der Bergmeister Gläser in seiner Abhandlung von dem Gold in der Gölzsch von jenem Bergwerk: „Das Merkwürdigste meiner Durchforschung der Akten war, daß man anno 1711 über der Bünauischen Mühle, in dem Reichenbacher Tuchmacherholz, mit einem 5 Fachter (10 m) getriebenen Stollen einen Gang getroffen hat, welcher aus Quarz mit einem feinen Letten bestand, und von dem man durch Sichern einen feinen Schlich, auch einstmals ein gediegenes Goldkorn erhalten, ingleichen, daß man nicht weit unter diesem Stollen ein Stückchen Quarz mit angewachsenem Golde gefunden hat. Ich ließ von dem Hauptgange gegen 5 Zentner gewinnen, den Letten (Tonerde) von dem Quarz sorgfältig abwaschen und besah alsdann jedes Stück Quarz auf das genaueste, konnte aber von einem daranstehenden bißchen Golde nicht das geringste wahrnehmen. Nun wurde sämtlicher Quarz, ohngefähr 3 Zentner, durch Menschenhände auf großen, breiten Steinen mit möglichster Vorsicht klar gepocht und dann auf dem Herde B gewaschen, und dabei ein

kleines gediegenes Goldflämmchen gefunden. Der erhaltene Schlich wog 8 Tonnen, wovon nach der gemachten Probe 2, Zentner 1 Lot (16,6 g) Silber hielten. Den Letten ließ ich auf das behutsamste schlemmen und dann, nachdem die da-



Goldbergbau „Segen Gottes zum Goldenen Lamm“.

rinnen befindlichen Quarzstückchen klar gepocht waren, mit den übrigen klaren auf dem Schlemmgraben A und dem Herde B zu Schlicht ziehen. Bei der Arbeit auf dem Herde wurden zwei bleifarbene Körner gefunden, nach dem Probiergewicht 6 Lot schwer, sie ließen sich vollkommen fletschen (schleudern), ohne zu reißen, standen aber nicht auf der Kapelle (Schmelztiegel). Auch wurden verschiedene schwarze runde Körner gefunden, denen vollkommen gleich, die sich in der Wasserstraße der Gölzsch, oben bei Auerbach, sehr häufig fanden, und die vielleicht ebenermaßen ihren Ursprung von Gängen haben. An Schlich erhielt ich von diesem Klaren des Ganges überhaupt 1 Tonne 10 Lot, wovon 25 Zentner 1 Lot güldisches Silber gaben. Die auf diesem Gang und dessen Aufbereitung verwendeten Kosten betragen 6 Taler 13 Groschen 4 Pfennig.“ —

Der Stolleneingang ist heute noch unterhalb des Mylauer Forsthauses gegenüber der dort gelegenen Teichanlage un-

mittelbar am linken Gölzschufer gut erhalten. Der Stollen ist 1,9 m hoch und durchschnittlich 1 m breit, und über 6 m lang, eine Abzweigung nach links ist 3 m und ein Stollengang nach rechts 2,90 m lang. Etwa 300 m oberhalb ist ein weiterer Stollenansatz am linken Gölzschufer leicht erkenntlich.

Trotz aller Bemühungen blieb der Ertrag der Goldgewinnung hinter den gehegten Hoffnungen zurück. Der Bergmeister Karl Christian von Tettau meldete am 29. Mai 1713 dem sächsischen Kurfürsten nach Dresden, daß in den Jahren von 1709—1711 auf der „Goldenen Sonne“ lediglich für 13½ Dukaten Gold und 13 Zentner Goldschlich zur Königl. Münze eingeliefert wurden, wofür an die Gewerken à Kux 4 Groschen und 5 Steinchen verteilt wurden. — Als 1711 die Königl. Zubuße von 80 Talern nicht bezahlt wurde, kam die „Goldene Sonne“ und die zu ihr gehörigen Stollen zum Erliegen.

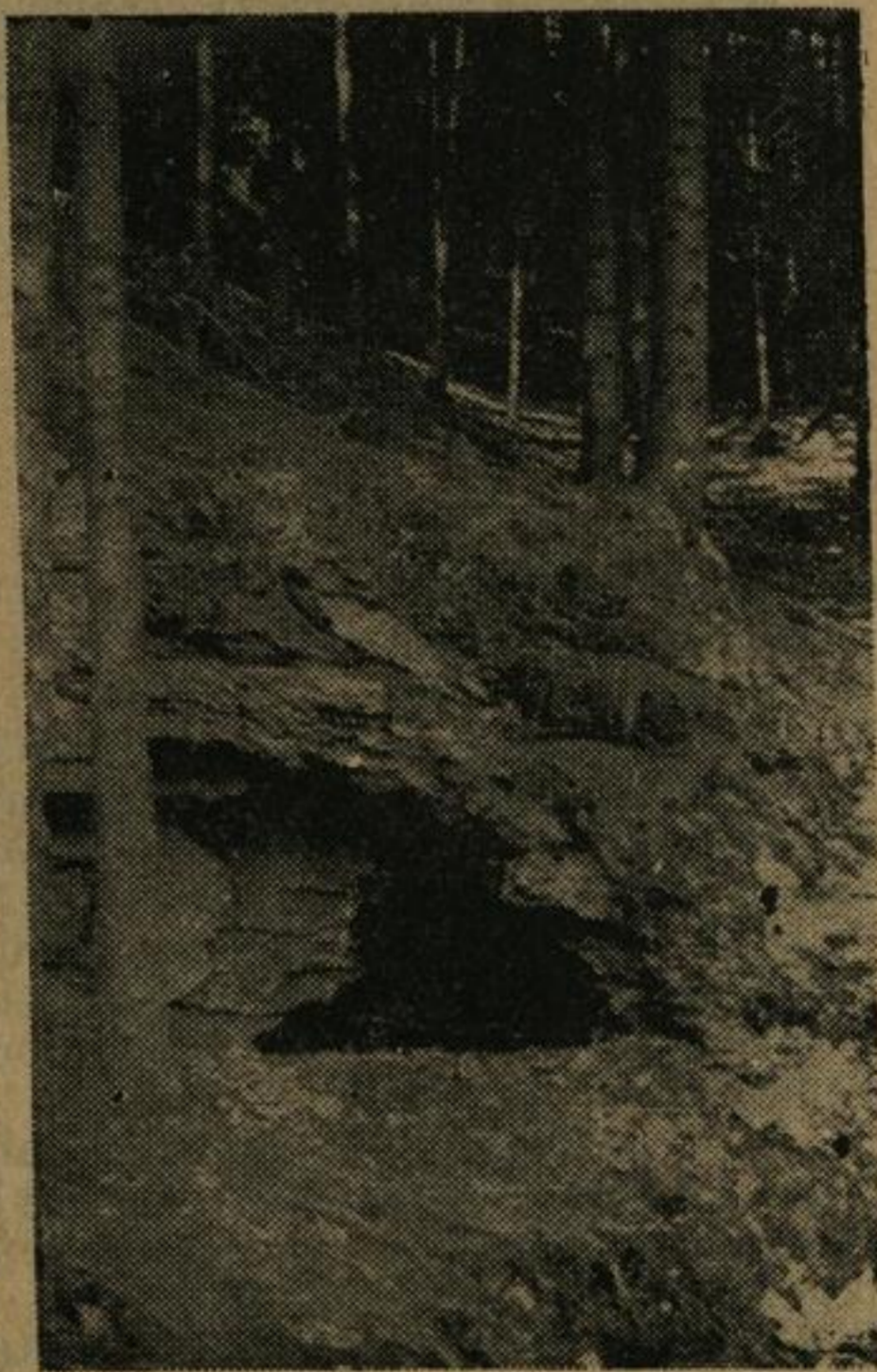
Im Sommer 1713 durch den Oberhüttenvorsteher geführte Versuche ergaben, daß 3 Arbeiter täglich für nur 3 Groschen ½ Pfg. Gold verarbeiten könnten. Trotzdem versuchte man 1716 auf der Goldwäsche und dem Stollen die Arbeit wieder aufzunehmen, wenn der Staat den außenstehenden Betrag von 80 Taler erstatte und sich wiederum mit 24 Curen beteilige. Das Voigtsberger Bergamt ist im Interesse der rückständigen Löhne an die Bergleute, den Schmied und den Seisensieder in Reichenbach bereit, die Restsumme zu begleichen, wenn, nachdem der Goldabbau von 1714 bis 1716 geruht hat, die Arbeit sofort wieder aufgenommen würde. (S.-St.-A. Dr. Nr. 1928 Loc. 36 089 und Nr. 3750 Loc. 36 275).

Als im Jahre 1716 die „Goldene Sonne“ wieder in Betrieb kommen sollte, richtete der ehemalige Schichtmeister dieser Goldwäsche, Johann Höfer, an den König die Bitte:

„Aller Durchlauchtigster, Großmächtiger König und Churfürst! Allergnädigster Herr!

Sw. Königl. Maj. müssen wir als verpflichtet gewesener Schichtmeister und Mitgewerker bei der Gold-

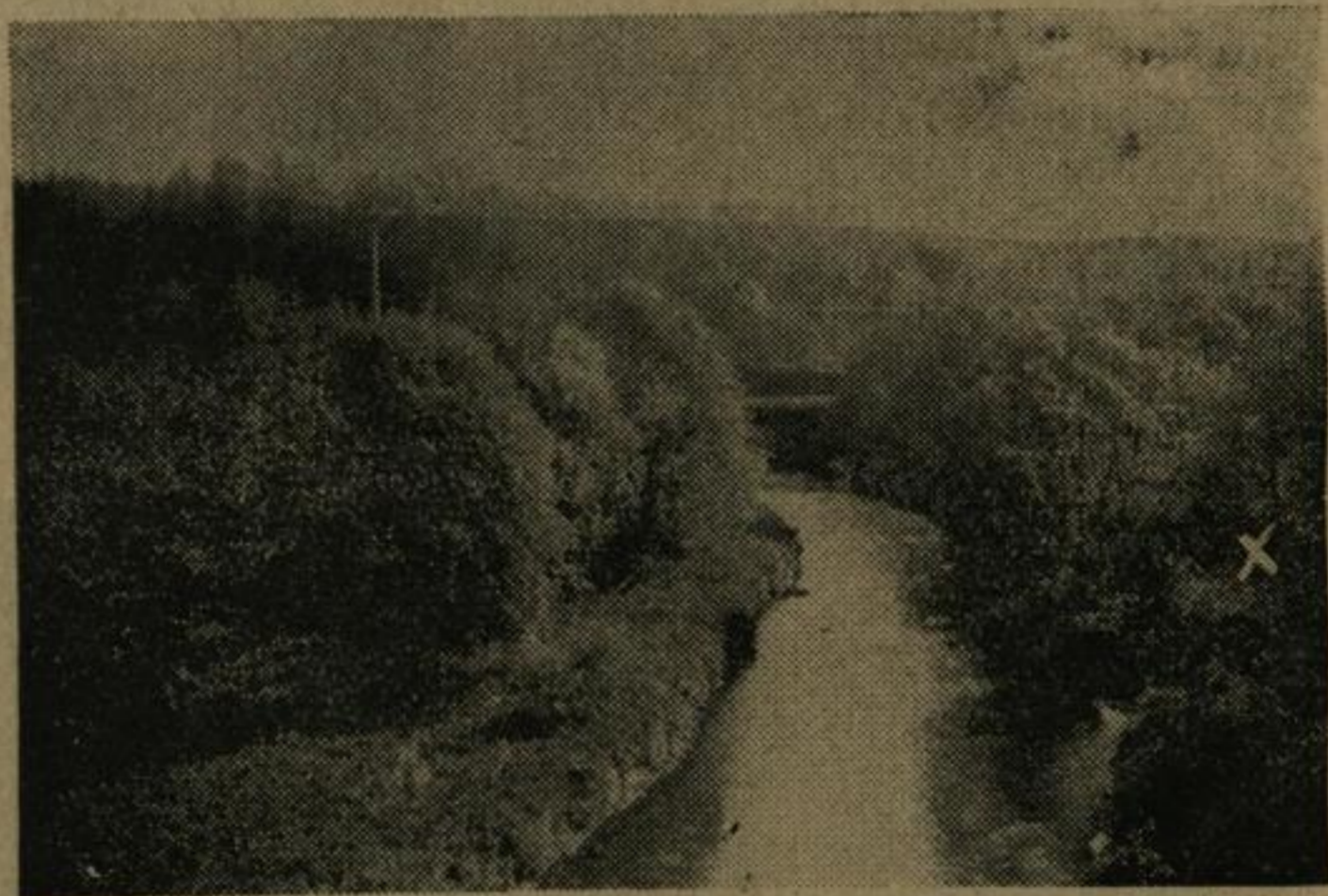
wäsche „Goldne Sonne“ in der Gölzsch bei Reichenbach aus höchster Notdurf wehmütigst allerunterthänigst klagen, daß, als vor 4 Jahren besagte Goldwäsche nebst Stollen wegen



Stollenansatz, am linken Gölzschufer unweit des Wylauer Forsthauses.

Schwierigkeiten stehen blieben, wir nebst den armen Bergleuten, Hans Gabriel, G. Pöschel, David Müller, der Seifensieder u. a. Leute über 100 Thaler zu fordern haben, welche von Ew. Königl. Maj. rückständigen Zubuße, welche 80 Thaler beträgt, bezahlt werden sollen. Obwohl wir bei dem Bergmeister Adam Reidel in Voigtsberg verschiedene Male darum Nachfrage hielten, so haben wir doch noch keine Bezahlung erhalten können, sondern derselbe hat sich entschuldigt, hierzu noch keinen expressen Befehl erhalten zu haben.

Nun das Werk jetzt von neuem durch Johann Georg Günther aufgenommen wurde, so gewinnt es fast den Anschein, als ob wir armen Leute mit unsern Anforderungen ganz und gar sollten abgewiesen werden. — Nun wir erfahren haben, daß die alten Gewerke meistens wieder bauen



Ehemalige Goldwäsche (+) unterhalb des Mylaner Forsthauses.

und ihre Ruxe behalten, so wollen Ew. Königl. Maj. allergnädigst geruhen, die 80 Taler zu bezahlen. —

Johann Höfer, Schichtmeister, die andern Bergleute und Creditoren.

Reichenbach, d. 24. März 1716." (Ba.=Vb. Nr. 1076. S. 105).

Der Reichenbacher Handelsmann Georg Günther nahm im genannten Jahre 1716 die goldsuchende Tätigkeit erneut auf, ohne auf ertragreichen Abbau zu kommen. —

Von 1729 an wandte man sich wieder nach den Goldwäschgebieten an der Gölzsch, unter denen das an der Bünaumühle für die Goldsucher besondere Anziehungskraft ausübte.

Nach wiederholten Forschungen und Versuchen und „Freifahrten“ erhielt Joh. Aug. Berthold aus Schneeberg eine 400 Lachter große Goldseife an der Bünaumühle zugesprochen, diesmal „Goldner Phönix“ genannt. Die Verleihungsurkunde bestätigte: „Auf eingegebene Muthung und geschehenes Ansuchen ist Herrn Joh. Aug. Berthold, wohlbestalter Postverwalter in Schneeberg, in der Gölzsch, bei, unter und ober der Bünaumühle ein 400 Lachter*) Wäsche- oder Seifen-Gebirge mit dem Gölzschwasser und

*) 1 Lachter = 2 m.

Schneidenbacher Bächlein und zwar der Orth, wo die Reichsbacher Herren ehemals ihre Arbeit getrieben haben, auf Gold, Silber, auch Metalle und Mineralien auf allergnädigste Konfirmation verliehen und unter dem Namen „Goldner Phönix“ bestätigt.

Voigtsberg, am 4. Septembr. 1730.

Adam Raidel, Bergmstr.“

(S.=St.=A. Dr. Nr. 3750, S. 57, Voc. 36 275.)

Verpflichtet für die Wäschearbeit wurden als Wäscher Heinrich Hoyer und Christian Heinrich Hennig, als Steiger David Müller.

Der Ertrag der Wäsche „Goldner Phönix“ war schwankend. Abrechnungen aus dem April 1732 ergeben, daß am 9. April 1732 an $3\frac{3}{4}$ und $1/16$ ungarisch Dukaten = Gold (für 1 Duk. = 2 Taler 6 Gr.) mit 6 Talern 13 Gr. $10\frac{1}{2}$ Pf. berechnet wurden. — An Unkosten enthält eine Abrechnung für diese Goldwäsche vom 21. April 1732:

Taler	Gr.	Pfg.	
	20	$7\frac{1}{20}$	An Königl. Zehnten von 8 Talern 13 Gr $10\frac{1}{2}$ Pf ($3\frac{3}{4}$ u. $1/16$ Dukaten) abgeliefertes Gold
	24	—	Quartalgeld 1731
	12	—	2 Quartale 1732
1	2	—	Fahrgeld für den Bergmeister
	10	—	Fahrgeld für die Geschworenen
1	10	6	Unkosten in Sachen der Goldlieferung
	1	9	Postgeld von Schneeberg nach Voigtsberg
	2	3	Postgeld von Schneeberg nach Dresden
	—	6	Agenten-Gebühren
	3	3	für die Beamten Dresden u. Voigtsberg.

(Ba. = Bb. Nr. 193.).

Im Oktober 1728 begibt sich der Lengensfelder Apotheker ins Bergamt zu Voigtsberg, um die Bestätigung seiner nachgesuchten Mutung auf Goldabbau wie folgt entgegen zu nehmen.

„Auf eingegebene Mutung und geschickenes Ansuchen ist Herrn Johann Kesser, Fürnehmer des Rathes und Apotheker in Lengensfeld an der Gölzsch unter der Weißensander Papiermühle eine Seife von 200 Lachter, als 60 Lachter unter- und 40 Lachter oberhalb des Wasserwehres, sowie 100 Lachter gegen Lengensfeld, unter dem Namen „Goldne Sonne“ verliehen worden, „jedoch dergestalt, daß an Wiesen- und sonstigem Wasser niemand ein Schaden zugefüget, auch das Gold gegen allergnädigste verordnete Bezahlung zum Bergamt anhero eingeliefert werde, wozu der allerhöchste Gott seinen reichen Bergesegen aus Gnaden geben und bescheren wolle.“

So geschehen zu Voigtsberg, den 20. Okt. 1728.

Bergamt Voigtsberg.

Adam Raidel, Bergmstr.“

Am 1. April 1729 erhielt Johannes Kesser die Konzeption für eine weitere Goldwäsche, „Reicher Segen Gottes“ genannt, mit 200 Lachtern oberhalb der Weißensander Papiermühle und 200 Lachtern gegen Lengensfeld und die sogenannte Hammermühle „auf Gott, Silber, auch alle andern Metalle und Mineralien, so Gott des Orthes bescheren möge.“

(S.=St.=A. Dr. Nr. 3750, S. 47 ff., Voc. 36 275.)

Als Wäscher wurden Joseph Tröger und Christian Müller verpflichtet, als Steiger Michael Müller vereidet. — Am 22. Jan. 1732 übersandte die „Goldne Sonne“ Gold für 7 Dukaten, wofür ihr (ein Dukaten = 2 Taler 6 Gr.) 15 Taler 7 Gr. 10½ Pf. berechnet wurden. — Die Wäsche „Reicher Segen Gottes“ erhielt am gleichen Tage für rein gemachtes Gold 1¼ und 1/16 Teil eines Dukaten (a Dukaten = 2 Taler 6 Groschen) 4 Taler 1 Gr. 10½ Pf. — (Ba. Bb. Nr. 193.)

Am 9. Oktober 1730 erwirbt der General-Accis-Einnehmer, Gideon Pippold in Vengensfeld, das Mutungsrecht für „400 Pachter Seifen-Gebirge an zwei verschiedenen Orthen unter Vengensfeld in der Gölzsch und am Schönbrunner Bache“, genannt „Dreifach goldne Rosen“ und „Bergmännische Hoffnung zu Gott“, gelegen „über Joh. Messers und Christian Schürers verliehenem Felde“, unter der Bedingung, alle Quartale das erschürfte Gold pflichtgemäß einzusenden und allen den Besitzern der Fisch- und Wiesenwasser zugesügten Schaden zu bezahlen. Bald darauf erhält Pippold hierzu noch „200 Pachter Seifen-Gebirge, im Gölzschflusse unter Joh. Messers und Joh. Christ. Schürers verliehenem Waschgebiet“, genannt „Hoffnung zu Gott“.

(H.-St.-A. Dr. N. 3750, S. 65—73, Voc. 36 275.)

Neben den Lehnsträgern Johann Messer, Christian Höfer und Gideon Pippold aus Vengensfeld und Joh. Aug. Berthold aus Schneeberg war es Johann Christian Schürer aus Schöneheide, der sich unternehmungslustig nach den Goldseifen an der Gölzsch wandte. Nach seinem Ansuchen wird auch ihm ein Wäschewerk mit 400 Pachter genehmigt, genannt „Glück mit Freuden“, gelegen gegen die Hammermühle und das Schönbrunner Bächlein zwischen Weikensand und Vengensfeld. Die Verleihungsurkunde vom 1. April 1730 gewährt Schürer freien Abbau auf Gold, Silber und andere Erze unter der Voraussetzung, daß der Schichtmeister wie üblich 40 Taler Kaution stelle, genaue Register führe und pflichtgemäß das Gold abführe.

(H.-St.-A. Dr. N. 3750, S. 50, Voc. 36 275.)

Verpflichtet wurden: Christian Unger als Steiger, Joh. Gottlieb Unger und Christian Müller als Wäscher. Das abgelieferte Gold wurde auch hier für 1 Dukaten = Gold mit 2 Talern 6 Groschen berechnet (Ba.-Bb. = Nr. 193).

(Vergl.: Karte „Alaunwerk und Goldseifen im Gölzschtal“, S. 49.)

Die Uebernahme einer Goldseife war mit mancherlei Verpflichtungen verbunden, zu denen auch der Treueid des Schichtmeisters, des Steigers und Wäschers gehörte. Der Schichtmeister hatte zu schwören: „Bei Gott dem Allmächtigen schwöre ich hiermit meinem allergnädigsten König und Kurfürsten zu Sachsen, sowie meinen Gewerken in der Goldwäscherei in Treue förderlich zu sein, insbesondere die Goldflammen und den Schlich aufs Genaueste zu verwahren, allen Schaden abzuwenden und meinen Schichtmeisterdienst in Führung der Einnahmen und Ausgaben treu zu verwalten und das auszubringende Gold gewissenhaft ins Bergamt abzuliefern. Ich bekenne meines allergnädigsten Herrn Bergordnung in Resolution und Constitution über anvertrautes

Gut, vom 26. Septbr. 1705, in unverbrüchlicher Treue zu halten. — Dies alles, damit den Gewerken nichts zu Schaden und Nachteil gereiche, wozu mir Gott helfe, im heiligen Wort Jesus Christus. Amen!“

Die Steiger und Wäscher bekannten: „Ich schwöre zu Gott, den allmächtigen und allgütigen, daß ich dem allerdurchlauchtsten, großmütigsten König in Polen und Kurfürst zu Sachsen treu, hold und gewärtig sein will, desselben Bergwerk zu fördern, vor Schaden zu wahren und meinen Steigerdienst und meiner Wascharbeit treulich vorzustehen und geloben, von dem gewaschenen Goldflämmlein oder den Schicht nicht das Allergeringste zu veruntreuen, sondern alles fleißig zu verwahren, damit der Gewerken Nutzen sich steigere und nichts zu Schaden und Nachteil gereiche. Ich gelobe die Bergordnung zu halten, mir



Völsich-Goldwäsche an der Faltestelle in Mühlwand.

feinem Nutzen zu eigen zu machen, meinem Schichtmeister treu und fleißig aufzuwarten, wogegen mich weder Gunst, Freundschaft oder Feindschaft abzubringen vermögen. So wahr mir Gott helfe im heiligen Wort Jesus Christus. Amen!“

Voigtsberg, den 11. August 1731. (Ba.-Vb. Vol. 193, S. 8.)

Als sich der Abbau nicht mehr recht lohnte, weigerten sich die Schichtmeister, die geforderte Kaution von 40—50 Talern zu stellen. Das Bergamt Voigtsberg ging jedoch darauf nicht ein. So kam es, daß 1732 die 7 Goldwäschen zwischen der Bünaumühle und Lengensfeld die Arbeit einstellten:

Goldner Phönix,
Goldne Sonne,
Reichen Segen Gottes,
Hoffnung zu Gott,
Bergmännisch Hoffnung zu Gott,
Dreifach goldne Rosen,
Glück mit Freuden.

Auch der Versuch von Joh. Aug. Berthold, Lehnssträger der Wäsche „Goldner Phönix“, die Goldwäscherei mit Räderbetrieb zu fördern, konnte den Stillstand der Seifenarbeit nicht aufhalten.

Erst im Jahre 1756 kamen wieder Anregungen, die Goldwäscherei von neuem aufzunehmen. Der Bergkommissar Klügel schlug u. a. vor, eine Rösche (Suchgraben) vom Ufer der Gölzsch weg „über das Gebirge“ zu führen und dem Finder eines Goldganges eine besondere Belohnung auszusetzen. Das Oberbergamt Freiberg änderte den Klügel'schen Vorschlag unterm 28. Juli 1756 dahin ab, daß aus der Obererzgeb. Schurfgelderkasse ein besonderer Betrag zu dem Versuche festgesetzt und mit Röschen in dem Schönbrunner Bache der Anfang gemacht werden sollte. Wenige Tage darnach brach der siebenjährige Krieg aus, wodurch die Ausführung leider vereitelt wurde.

Nach unerträglichen Kontributionen, Einquartierungen und Steuerlasten in den Kriegsjahren 1756–63 konnte nur zähe, unermüdlige Arbeit den Nöten der Zeit begegnen. 1764 wurden die Versuche des Goldwäschens im kleinen Umfange wieder aufgenommen. Aus 21 Zentner Sand wurden 4 Lot Silber und in diesem 1 Lot Gold gewonnen. War hiernach der Erfolg auch nicht günstig, so erwies sich doch andererseits, daß die Geschiebe der Gölzsch goldführend sind. Es erging daher im April 1764 die Verordnung, daß einige Fuhren dieses Sandes zur näheren Untersuchung im Großen nach Freiberg geliefert werden sollten. — Infolge der Wirren, welche der siebenjährige Krieg nach sich zog, ist jedoch diese Verordnung nicht zur Ausführung gelangt.

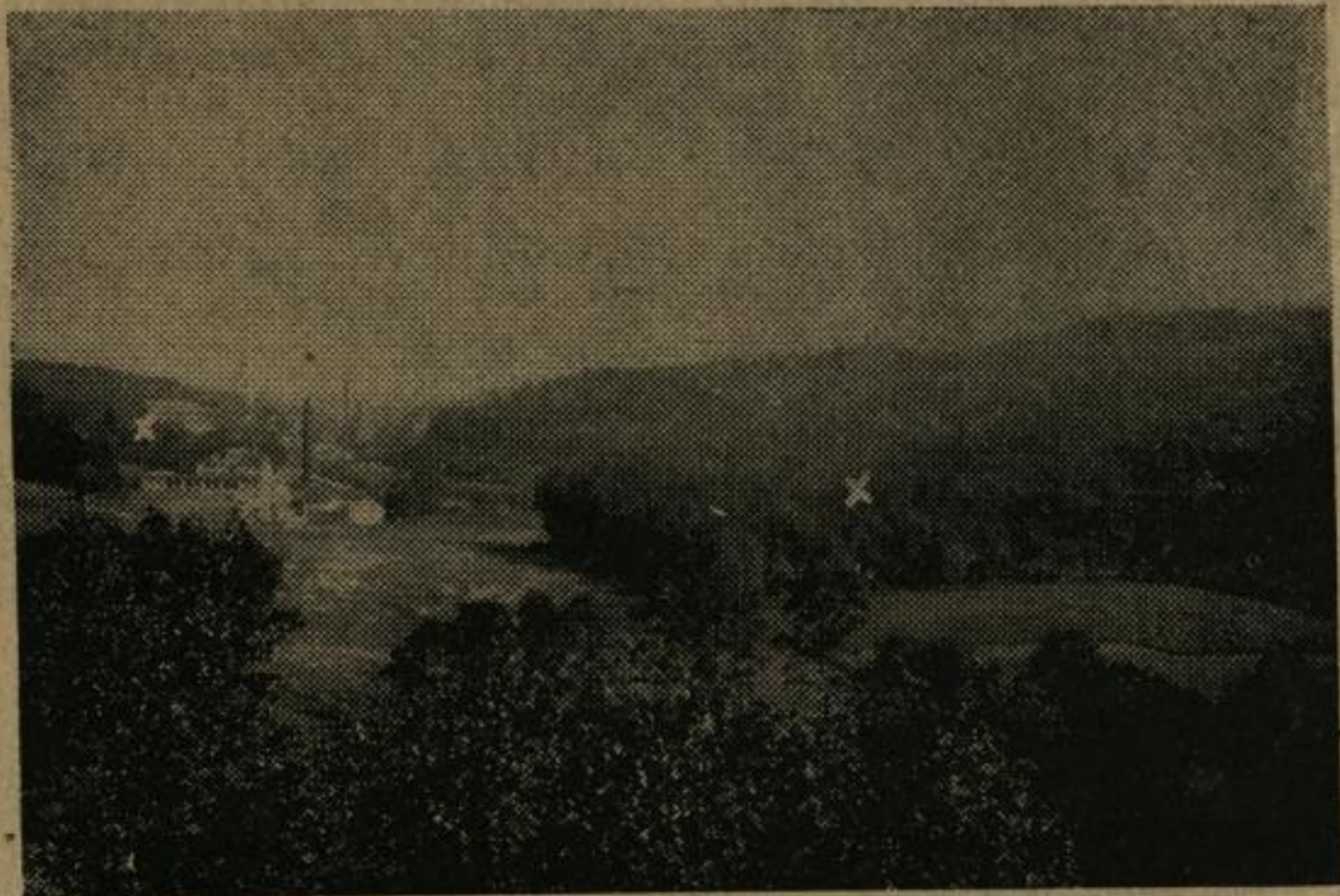
Die Zeit nach dem siebenjährigen Kriege hatte für die Goldwäscherei wenig übrig. Erst im Jahre 1779 stellte der Bergmeister Gläser abermals Probewaschen im Gölzschthale an, mit dem Ergebnis, daß 25 Zentner Gestein $5\frac{1}{2}$ Lot Gold und 5 Lot Silber enthielten. — Ueber die Fundstellen des Goldes berichtet er u. a., „das Gold ist immer da, wo sich Felsklippen durch den Fluß ziehen; da habe sich in den Klüften ein feiner, zäher Letten (Tonerde) abgesetzt, der sich durch unermüdlisches Umrühren sehr langsam auflöst. Darin sitzt das Gold. Von diesem Letten wurden ganze Stücke besonders zur Zeit der Flöße abgerissen; solange der Letten vom Wasser noch nicht ganz aufgelöst ist, trägt er das Gold mit sich zugleich fort, sobald aber jene Auflösung geschehen ist, wird das Gold lose und fällt vermöge seiner Schwere zu Boden. Es kann also das Gold nicht weiter von dem Wasser fortgebracht werden, als es mit den Letten verbunden ist. Wo nun in einer großen Distanz kein Goldgang überseht, da muß es notwendig auch Distrikte geben, welche ganz leer vom Golde sind. Hieraus folgt aber, daß es in der Gölzsch Distrikte gibt, die sich durch das reichlich enthaltene Gold sehr auszeichnen, auch dieses, daß es unter den vogtländischen Goldgängen welche gibt, die nicht so ganz arm an Gold sind, ja vielleicht würden durch weitere Untersuchung gar einige bauwürdige entdeckt.“

Wenn die Wege für eine günstige Entwicklung geeignet waren, stellten sich häufig Ereignisse ein, die alle Hoffnung zerstörten.

Im 18. Jahrhundert wurde der heimische Goldabbau durch auswärtige Einflüsse stark beeinträchtigt. Mit dem Ausbeuten der mexikanischen und peruanischen Gold- und Silberminen fluteten Ströme edler Metalle nach Europa herüber, wodurch der Goldwert um die Hälfte fiel und allen Goldwäschereien ihr Dasein um so schwerer wurde.

Man erzählt, der letzte Goldsucher, der es verstand, die in Größe von Nadelköpfen vorkommenden Goldkörner aus dem Sande zu waschen, sei um 1782 ein Reichenbacher Bürger namens „Schaller“ gewesen. Er soll infolge des vielen Goldsuchens gebückt einhergegangen sein und eines Tages durch Schmelzversuche einen Brand verursacht haben. — Die letzte Goldwäsche am Seisenbach befand sich in der Nähe der Fabrik von Zechendorf in Reichenbach.

In den Jahren von 1839 bis 1842 hören wir von den letzten Waschversuchen im mittleren Göltzschlaufe. Das Königl. Finanzministerium bewilligte hierzu durch Verfügung vom 19. Juli 1839 aus der Schneeberger Schurfgelderkasse einen Betrag von 300 Talern. Nach den hierüber geführten amtlichen Verzeichnissen ist in der Zeit von 1839—42 an folgenden Stellen Gold gefunden worden:



Mit Wald bewachsene Goldwäschen (×) in Mühlwand.

- 1.) Im Göltzschtales oberhalb Auerbach neben der Staudenmühle, wo 1839 ein Schurf geworfen ward, aus dem 3 Kubikfuß (10 Kubikmeter) Sand 17 Goldblättchen gaben.
- 2.) Am linken Göltzschufer, unterhalb der bei Auerbach gelegenen Glockengießerei, wo 1839 von einem Schurf aus 9 Kubikfuß Sand 48 Goldblättchen, nicht weit davon 1841 aus 8 ff. Sand 30 Goldblättchen und 1842 auf 26 ff. Sand 20 Goldblättchen ausgewaschen wurden.
- 3.) Unterhalb Ellesfeld, wo sich die rote Göltzsch mit der weißen Göltzsch vereinigt, wo man 1840 aus 10 ff. Sand 52 Goldblättchen (aus 5 ff. der oberen Erdschicht 15, aus 5 ff. der unteren Geröllschicht 37) und 30 Schritt davon im Jahre 1841 aus 6 ff. Sand 30 Goldblättchen gewann.
- 4.) Am linken Ufer der roten Göltzsch, rechts am Fußweg von Ellesfeld nach Hauptbrunn, wo aus einem kleinen 1840 aufgeworfenen Schurfe 1 ff. Sand 10 Goldblättchen gab, obwohl eine Viertelstunde weiter talaufwärts 8 ff. Sand nur 12 und im Jahre 1841, 109 Schritte nördlich vom ersteren, 4 ff. Sand nur 5 Goldblättchen gaben.
- 5.) Bei einem Waschversuch oberhalb der Weißensander Papiermühle fand Bergmeister Heubner in 2 ff. Sand, welche teils den dortigen alten Reithallen (also bereits durchgeseif-

ten Haufwerk), teils dem zwischen denselben befindlichen Boden entnommen waren, 8 ziemlich große Goldblättchen. Auf 1 Kubikfuß kamen hier durchschnittlich 5 bis 6 Goldblättchen. — 1842 wogen die gefundenen 12 schwersten Goldblättchen jedes ein Milligramm, das größte 2 Milligramm. (Ba. Vb. Schneeberger Akten. Vol. 1059. S. 176 177 ff.)

Das waren die letzten Erträgnisse mühsamer goldsuchender Arbeit. Goldbergbau und Goldwäscherei waren der Zeit verfallen, gleich der einstigen Gölzsch = Flößerei und Gölzsch = Fischerei. Den vielen anderen Goldseifen in Europa war es ähnlich ergangen. Ihr Ertrag war zu gering, um wirtschaftliche Bedeutung zu gewinnen.

Heute erinnern noch Anhäufungen von Sandhügeln, die Reste alter Goldwäschen, und einige Stolleneingänge am Gölzschufer an die heimische, goldsuchende Tätigkeit vergangener Zeiten. Die Bedeutung der verschlafenen Hügel ist längst vergessen. Busch- und Strauchwerk zieht sich darüber hin. An den alten Arbeitsstätten ist es still und einsam geworden. —

Der aufmerksame Naturfreund findet die Reste alter Goldwäschen an der Mündung des Stoppaches in die Gölzsch. in der sogenannten „Goldwiese“ unterhalb der Gölzschtalbrücke, nahe der Fa. Berglas, am Gölzschufer bei Pöplers Fabrik in Mühlwand, in dem Laubwäldchen an der Haltestelle in Mühlwand, in der Nähe der Bünaumühle, zwischen Bünaumühle und Forsthaus, am Einfluß des Turbinen-Mühlgraben in die Gölzsch und an weiteren Stellen der Gölzsch aufwärts.

Zusammenfassend ergibt sich: Nach den Gold suchenden Bemühungen des 15 und 16. Jahrhunderts und den störenden Einwirkungen kriegerischer Zeiten des 17. Jahrhunderts brachte das 18. Jahrhundert ein eifriges Suchen und Schürfen nach dem Edelmetall Gold — Es wurde bergmännisch gewonnen auf dem „Krummen Schönberg“ (1564, 1580) und im Stollen „Segen Gottes zum goldenen Lamm“ (1709—1716). Gewaschen wurde es aus dem Sande der Goldseifen, von denen zwischen Greiz und Lengsfeld urkundlich genannt sind: Goldseifen unter Jos. Lev. Mehsch (1564) und Nikol von Schönberg (1580), ferner die Goldseife „Goldne Sonne“ (1709—1716), die „Goldwiese“ (1710), im Jahre 1729: „Goldne Phönix“, die „Goldne Sonne“ und „Der reiche Segen Gottes“; im Jahre 1730: „Dreifach güldne Rosen“, „Bergmännisch Hoffnung zu Gott“, „Hoffnung zu Gott“ und „Glück mit Freuden“ und „Dreifach goldne Rosen“. Die letzten Goldwäschen fallen in die Zeit von 1839—1842.

Nach den Versuchen im 19. Jahrhundert werden Goldbergbau und Goldwäscherei auf lange Zeit ruhen, wenn sie überhaupt je wieder erstehen sollten. — Die Erinnerungen an die einstige Goldgewinnung gelten darum mehr dem geschichtlichen als dem volkswirtschaftlichen Interesse, um von den Bergen zu hören, die Gold spendeten und von den Gewässern zu reden, aus denen ehemals Gold gewaschen und gewonnen wurde.

II.

Eisenbergbau

Die Geschichte erzählt von einem goldenen Zeitalter, in dem der Mensch in Fried und Glück dahinlebte. Hierauf folgte ein weniger günstiges, das silberne Zeitalter, und weiterhin ein kupfernes und bronzenes und zuletzt, von 800 v. Chr. an, das harte eiserne Zeitalter.

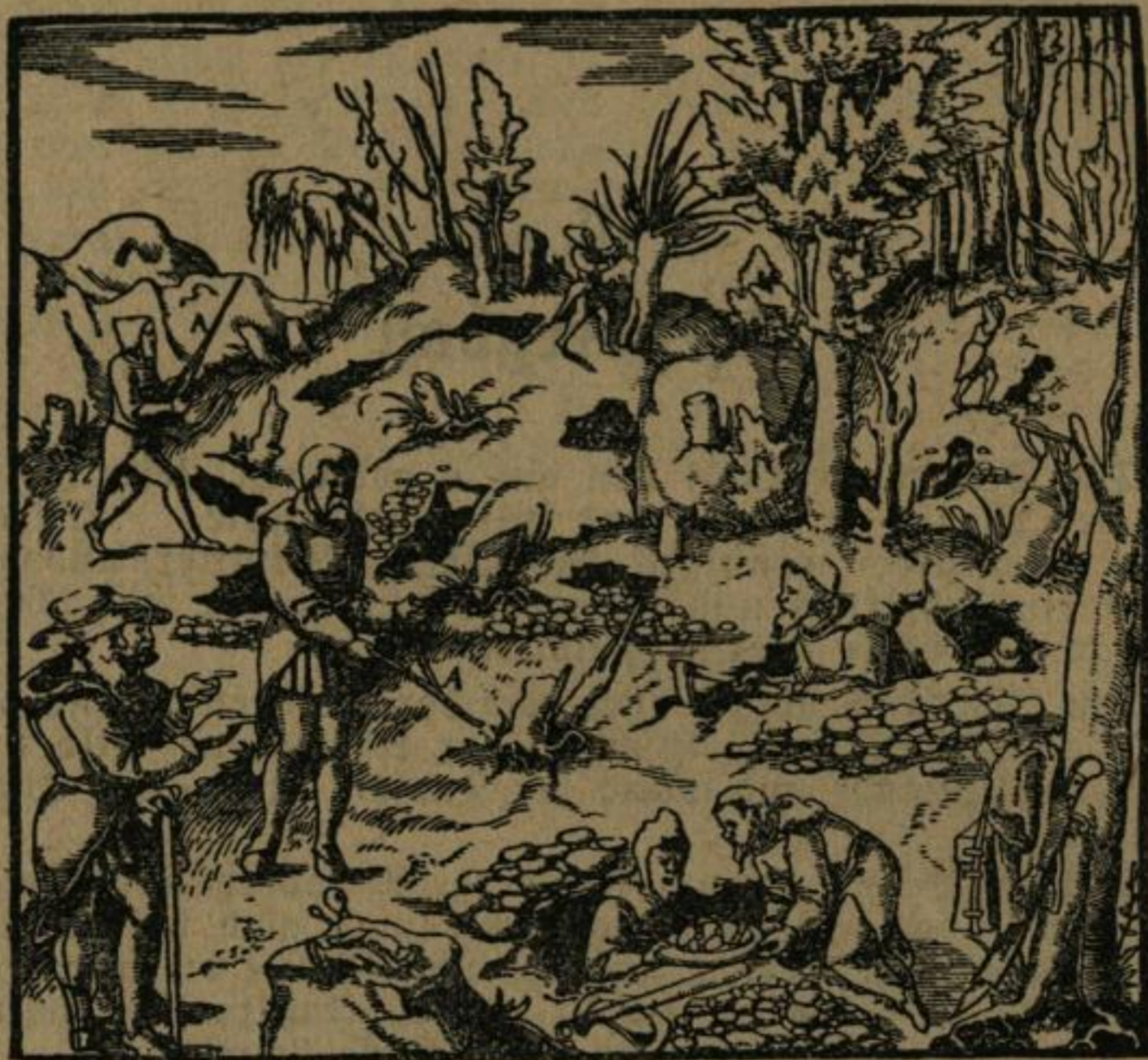
Im Vogtlande folgte auch nach der Goldgewinnung aus den Goldwäschen im Göltzschthale der Abbau von Silber in geringem Umfange und später der Kupfer-, Zinn- und Eisenbergbau.

Als der Bergsegen um Freiberg, Annaberg und Schneeberg etwas nachgelassen hatte, suchte man auch in den noch nicht erschlossenen Bergen anderer Landesteile die verborgenen Schätze zu heben. — Im 15. und 16. Jahrhundert wurde der Bergbau auch im unteren Göltzschthale heimisch.

Der Erzabbau entsprach der Arbeitsweise jener Zeit. Das Grubenrecht zum Schürfen gehörte dem Grubenbesitzer. Später ging es in die Hoheitsrechte des Staates über, bis die Freierklärung des Bergbaues eintrat, nach dem Satze „Wo ein man erz suchen will, das mag er thun mit rechte.“ Hierauf konnte jedermann sein Heil versuchen, aus der Erde Schätze zu heben. — Ein für Eisenabbau erworbenes Grubenfeld umfaßte gewöhnlich 196 qm (7 Lehen). Der Abbau nach der Tiefe zu war unbegrenzt.

In der hiesigen Gegend galt der Bergbau vornehmlich dem Brauneisenstein, der seinen Namen dadurch erhielt, daß er beim Bestreichen mit einem rauhen Gegenstand einen braunen Strich hinterließ. Er liegt hier an Stellen offen zu Tage, an anderen in der Erde. Dort, wo er nicht an der Erdoberfläche hervortritt, suchte man ihn durch die Wünschelrute aufzufinden. Diese bestand von alters her aus einem gegabelten Zweig und wurde so genommen, daß man die beiden Enden der Gabel in den Händen hielt, während der Stiel nach vorne zeigte. Der Rutengänger hielt sie wagrecht vor sich hin oder aufwärts gerichtet und ging nun das zu untersuchende Gelände ab. Dort, wo Erz vorhanden war, soll sich die Wünschelrute nach unten geneigt haben. — Die Wünschelrute wurde im Laufe der Zeit verbessert und ausgestaltet. — An erzeichen Stellen mit „Gängen“, die

nach bestimmter Himmelsrichtung „streichen“ und im bestimmten Winkel zur wagrechten Erdoberfläche „einfallen“, entstanden Stollen, Höhlen, Röschen (Suchgräben), Halden und Bingen. — An erzreichen Stellen wurden ehemals die guten Erze abgebaut, so weit es die Wasserverhältnisse irgendwie zuließen, so daß am Ende solchen Raubbaues hier und da nur noch die armen und an anderen Stellen die tiefen Erzgänge übrig blieben.



Bergmann mit Wünschelrute. Nach Agricola.

Das gewonnene Eisenerz kam in die Hammerhütten, in denen Hochöfen und von Mühlrädern getriebene Hämmer das unreine Eisen in reines und geschmeidiges verwandelten. Solche Hammerwerke waren in bewaldeten Flußtäälern, zu denen auch unser Göltzschlauf gehörte, keine Seltenheit. Die Werke erhielten von der Regierung Wald-, Wiesen- und Feldboden, entweder unentgeltlich oder zu niedrigen Preisen zugewiesen, weil sie aus dem großen Waldbestand viel Holz herausholen und zu dessen Pflanzung viel beitragen konnten. Noch im Jahre 1816 kostete nach allgemein festgesetzten Preisen eine Klafter (3,339 cbm) 9/4 elliges Scheitholz 9 Groschen 4 Pf (1,15 M), eine Klafter Stöcke 4 Groschen (0,50 M). Nach 1816 übernahm der Staat das Abschlagen der Waldungen auf eigene Rechnung, während bis dahin die Hüttenbesitzer das Holz selbst abschlagen ließen. Hergestellt wurden Werkzeuge, wie auch Waffen.

In den von den Landesfürsten ausgestellten Belehensurkunden für den Bergbau wird vom 15. Jahrhundert an auch der Bergbau in hiesiger Gegend erwähnt. — Es wird von Hammerwerken geschrieben:

„Im Jahre 1426, am 13. Januar, leiht der Landgraf Friedrich der Jüngere in Thüringen dem Hans Metzsch

den Hammer an der Gölzsch mit 1 Schock Groschen und einem halben Wagen Eisen, sowie die Gölzsch von der Elster bis zum Stoppach. Im Jahre 1449 leiht Churfürst Friedrich von Sachsen dem Nickel und Kunz von Wolframstorff unter anderem einen wüsten Hammer in der Pflege M y l a u. Im Jahre 1464 (24. Okt.) leihen Churfürst Ernst und Herzog Albrecht zu Sachsen dem Ritter Conrad von Meßsch das Schloß M y l a u mit dem Städtchen darunter und der Stadt Reichenbach darüber gelegen, mit allen Dörfern und Zubehörungen, darunter den Hammer an der Gölzsch unter S c h n e i d e n b a c h. — 2 Jahre später leihen dieselben den Herren von Meßsch wiederum 2 Hammer an der Gölzsch in der Pflege M y l a u. *) Auch bei B r o c k a u wird eine Hammermühle erwähnt, ein Verbindungsglied zwischen dem Röttis = Pöhler Eisenbezirk und dem von Reichenbach und Umgebung, wie auch die S c h w a r z h a m m e r m ü h l e und die B ü n a u m ü h l e vordem Eisenhammer waren. Von den Eisengruben jener Zeit hat sich wenig erhalten. Ihre Namen sind verflungen, ihre Fundstätten vergessen.

War das 15. Jahrhundert von Bergmannsfreude getragen, so füllte sich das 16. und 17. Jahrhundert mit Leid und Sorgen, mit Krieg, Hunger und unruhigen Zeiten, die für Bergbau wenig übrig hatten. Die freiverdenden Kräfte der Bergbetriebe wandten sich dem alten heimischen Gewerbe, der Weberei zu.

Erst ausgangs des 17. Jahrhunderts erwachte neues Bergmannsleben. In der G r e i z e r Gegend wurden Röttschen (Suchgräben) gegraben und Schächte gesenkt. Ein frohes Hoffen führte zu rübrigem Schaffen, dem sich auch Reichenbacher Bürger freudig anschlossen. Die Akten des Greizer Bergamtes berichten, „daß 1692 drei Kaufleute aus Reichenbach im Gommlaer Walde am Wege ein Erz angetroffen hätten, von zur Zeit noch ungewisser Art.“ Sie erbitten von Heinrich VI. das Muthungsrecht, das ihnen unter der Bedingung zugestanden wird, „daß, wenn sie fortzubauen Belieben haben würden, sie vor andern zu G e w e r k zugelassen werden sollen und auf jeden Fall vorher sich gebührend anmelden und die gebräuchliche Muthung verrichten.“ — Eine erhaltene Gesuchsschrift der Reichenbacher Kaufleute an das Bergamt in Greiz lautet: „Ich Hannß Groschwitz, Bürger und Tuchmacher in Reichenbach, auf Voriges anhalten und anbringen, wegen des bergwerks halber, Nun mehro zu einer Muthung gelangen und anhalten, auf dero Hoch. Gräfl. Excel. und Gnaden, Tit: Hr. Heinrich Reußen dem Sechsten, In dero Landschaft und Gebüthe, Muth auf bergrechtliche art und weiße, auf gänge und Klüft und flöze in Hangendes und Liegendes (Gesteinsmassen, die über und unter dem Erzgang lagen) auf alle Metall, waß Gott bescheren wird, zu errichten. Nebst einer Fundgrube und auch Erbstollen (ein Stollen mit gewissen Vorrechten), aber in der Gegend über dem Elsterfluß am Gommlauergebürg und Wald mit bergrechtlicher freiheit „zur anweisung Gottes“ zu nennen. Den 12. Januarius An. 1693.“**)

*) Regesten von Raab I, Nr. 303, 515, 708, 746.

***) Zur Geschichte des Bergbaues im Greizer Gebiet. Von P. Wagner.

Die Akten berichten leider nicht, ob sich das Unternehmen gelohnt hat und wie lange nach Erzen gegraben wurde.

Der Verdienst des Bergmannes betrug im 17. Jahrhundert nach allgemeinen Feststellungen pro Woche für den Schichtmeister 4 Gulden 3 Groschen, für den Steiger 2 Gr., den Zimmerling 13 Gr., den Häuer 11 Gr., den Knecht beim Karrenlaufen 9 Gr., den Grubenjungen 7 Gr. und für den Wäschejungen 6 Groschen.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts erwachte auch in Reichenbachs Umgebung neues Bergmannsleben. Das Erz, das hier stellenweise dicht an der Erdoberfläche liegt oder nur wenige Meter tief im Boden geborgen ist, bot hinsichtlich seines Abbaues nicht allzu große Schwierigkeiten. Das Erz kam in unsere Landschaft, als Grünstein (Diabas) in der Form von glutflüssigem Magma aus dem Erdinnern empor- drang und an der Erdoberfläche zu festem Gestein erstarrte oder als ausgeworfene, grob- und feinstückige oder auch staubförmige Asche durch den Druck der später aufliegenden Massen zu Tuff oder Breccie verhärtete. — Im Laufe langer Zeiträume hat kohlenstoffhaltiges Wasser das im Grünstein enthaltene Eisen gelöst, ausgelaugt und als Lösung fortgetragen. Diese ließ sich in Ritzen und Spalten der Felsen nieder und wandelte von hier aus dem Diabastuff oder einzelner Lager derselben, zum Teil auch nahe liegende Felsenteile in eisenreiches Gestein und schließlich in Braun- oder seltener Roteisenstein um. Das so entstandene Eisenerz war an Stellen so reichhaltig an Eisen, daß der Abbau lohnte. — Es wurde durch Tagesbau, als auch unter Tage, also rein bergmännisch abgebaut.

Die Verbreitungsgebiete des Eisens liegen häufig an den Grenzen der Diabase, wo diese mit Grauwackensandstein oder Ton-schiefer in Verbindung stehen, teils im Grünstein oder im Kieselschiefer, so in der Grauwacke bei Brunn, im Ton-schiefer bei Oberreichenbach und Hauptmannsgrün, im Kieselschiefer bei Neßschau und Sambzig.

Ueber Felder und Wiesen wurden 1 bis 2 m tiefe Gräben (Röschen) angelegt, an anderen Stellen wurden tiefe Löcher und Schächte in die Erde gesenkt. Die Bauern staunten und klagten nicht wenig, als auf ihren Grundstücken so eigenmächtig verfahren wurde, bis der Staat durch Entschädigungen die Gemüter beruhigte.

Man muß sich den Abbau von Eisenstein im Tagesbau ähnlich wie die Gewinnung von Steinen in einem Bruch vorstellen. Hatte man einen Gang aufgeschlossen, so verfolgte man ihn, wenn seine Stärke oder Mächtigkeit lohnenden Abbau erhoffen ließen. Man arbeitete über und unter Tage. Der rein bergmännische Betrieb drang nicht in allzugroße Tiefe, weil die Sohlen häufig „ersoffen“ und das Heraus-schaffen des Wassers viel Mühe machte und die Preise des Erzes erhöhte. Dort, wo das Gestein nicht fest genug war, wurden die Stollen an den Decken und schrägen Seiten durch starke Hölzer gestützt.

Das Eisenerz wurde mit Karren und Hunden zu Tage gefördert oder aus den Gräben von offener Erde weggefahren. Hierauf wurde es zerkleinert und sortiert. Die erzreichen Steine kamen in die Schmelz- und Hammerwerke. Das

taube Gestein wurde zu Galden aufgeschüttet. Die Königin Marienhütte zu Gainsdorf hatte später von 14 vogtländischen Eisenzechen 13 Stück erworben, darunter die Zeche „Isolde“ bei Oberheinsdorf und die „Heinrich-Fdgr.“ bei Gainsdorf und die mit ihnen vereinigten Fundgruben.

Im Jahre 1710 kamen hoffnungsfrohe Bergleute nach der alten „Berg- und Goldwäschstadt“ Reichenbach, um in der nahen Umgebung dem Abbau von Eisenerz nachzugehen. Für die niedergegangene Weberei sollte das Eisenerz neuen Erwerb und Verdienst bringen. Die notwendigen Bergwerks-Anteilscheine (Kuxe) zur Kapitalbeschaffung waren bald vergeben. Die meisten übernahmen Reichenbacher Bürger, von denen manche einen Viertelkux, andere einen halben oder zweidrittel Kux übernommen hatten. Oben an stand der Stadtrichter Knüpfel mit 1½ Kux. — Die verhältnismäßig hohen Kosten und immerhin unsichere Aussicht auf Gewinn mußten dazu führen, daß sich mehrere Personen zu einer gemeinsamen Anlage eines Bergbaubetriebes, zu „Gewerken“ zusammenschlossen.

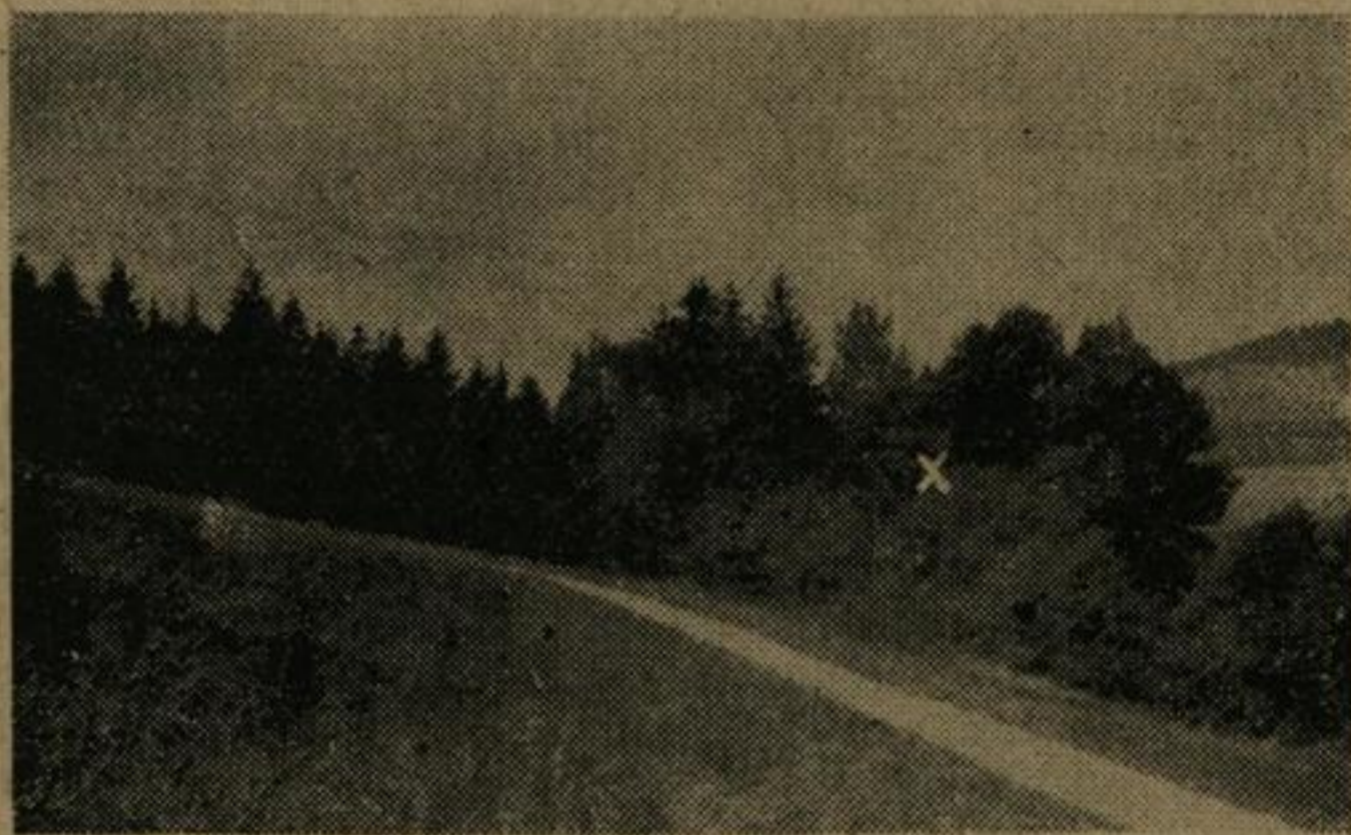
Die hiesigen Eisenzechen unterstanden dem Amt Voigtsberg. Die Voigtsberger Akten, heute im Oberbergamt Freiberg niedergelegt, enthalten daher neben den Schneeberger Bergamts-Akten und den Schriften im Hauptstaatsarchiv in Dresden im besonderen wertvolle Aufzeichnungen über den ehemaligen Bergbau in hiesiger Gegend.

Im Jahre 1710 erwirbt der Reichenbacher Kaufmann Christian Kürzel das Mutungsrecht auf den Fundgruben „Walt's Gott“ und „Engel Gabriel“ bei Reichenbach. Ein „Stollen mit Fundgruben und Maßen“ (eine Grube mit bestimmten Maßen für das dem Mutter zugeteilte Grubensfeld), genannt. Der Abbau des Unternehmens hielt nicht lange an. Es waren noch nicht 100 Gulden verbaut, da wurde das Unternehmen wieder eingestellt. Man war 6 m tief in den Berg eingedrungen, ohne Erz zu finden.

Als nach dem 7jährigen Kriege (1756—63) der vogtländische Bergbau einen neuen Aufschwung nahm, kam die nähere Umgebung von Reichenbach als Fundstätte von Eisenerzen zu Ehren. Der Eisenbergbau wurde hier mit günstigerem Erfolge betrieben, als in den meisten anderen eisenhaltigen vogtländischen Landstrichen. — Zwar befriedigte ein Versuch, den ein Steiger Solbrig mit einer Eisengrube „Jesajas = Fundgrube“ auf Dir. Müllers sogenanntem Oberguts-Grund und Boden zu Oberreichenbach Ende des Jahres 1776 unternahm, den Unternehmern nicht; denn nachdem er bis Mitte 1779 an Eisenstein 70 Fuder hatte, ließ er die Grube liegen und bemerkte in seinem Berichte an das Bergamt zu Voigtsberg: „Die Anbrüche sind etwas unedel.“

Aber ein Versuch, der sich sogleich an diesen angeschlossen, brachte weit bessere Ergebnisse. Der Hammerwerkbesitzer zu Schönheide, David Rauh, ließ auf seine Kosten Eisenstein „zu Reichenbach auf Joh. Georg Hammerschmidts Grundstück graben“ und nannte sein Bergwerk „David's Fundgrube“. Der Abbau begann mit dem 3. Quartal 1777. Man hatte mit Tagesbau Eisengänge geschürft und hoffte, daß sie sich flach am Boden fortsetzen würden, so daß

man das Eisen nahezu von der Oberfläche ohne große Kosten wegholen könnte. Diese Hoffnung erfüllte sich vollständig. Die Lager wurden anfangs noch stärker, und bis Ende 1784 hat Raub dort 1709 $\frac{4}{5}$ Fuder Eisenstein gefördert, deren Wert er niedrig auf 1424 Taler 20 gute Groschen berechnete. 1793 bis 1795 wurden 849 Fuder gewonnen, wofür an den Grundbesitzer 3 Taler 11 Gr. 5 Pfg. Grundzins gezahlt wurde. Zeigte sich der Gang an einer Stelle nicht mehr abbauwürdig, weil sich ein harter, weißer Schiefer einfeilte, so schürfte man an einer benachbarten Stelle von neuem, und man hatte wieder neue Erfolge. Einige Schwierigkeiten machte es nur hier und da, daß das Gebirge „nicht stand“. Fand man minder guten Eisenstein, so war er doch für das Eisenhüttenwerk „Zur Melanche“ noch brauchbar. Da die Gänge flach einfielen, so war der Bedarf an Pulver größer als an Licht, während es sonst beim vogtl. Bergbau meist umgekehrt war.



Gottfried-Fundgrube in Obermylau (Wudel).

Das Hammerschmidtsche Grundstück ging 1779 an Salomon Salomony über. Man baute nunmehr auch auf dem daneben liegenden Boden des Tuchmachers Ring, wo sich der Abbau noch ergiebiger erwies. — Man baute, so lange noch Eisenerz da war. Im letzten Grubenbericht von Ende 1784 sagt der Unternehmer: „Nachdem sich nun dieses Gebäude (Grubengebiet) fast ganz von Eisenstein entblößt und in Schiefer verwandelt hat, ist man gezwungen, sich nach einer anderen Gegend umzusehen und neue Versuche zu machen. Gott sei gelobt und hiermit herzlich gedankt, daß er mir seinen reichen, göttlichen Bergsegens unter Abwendung allen Schadens und Unglücks mitgeteilt und bitte ihn ferner, er wolle sein gnädiges Auge über mich und meine Bergleute offen halten, damit er wieder reiche Anbrüche geben und die Bergleute vor Schaden und Unglück behüten möge! Glück auf! David Raub.“ —

In demselben Jahre 1784, als die Davids = Fundgrube den Bergbau einstellte, begann der Hammerwerksbesitzer zu Wildenthal, Friedrich Ludwig Gottschald seine „Gottfried Fundgrube“ auf Eisenstein, auf dem Grund und Boden des Gutsbesizers Reiskmann in Obermylau, im sogenannten „Taubenhölzel“, am linken Ufer des Friesener

Baches, dort wo der Fußweg aus dem Fichtenwald des Wudels heraustritt und sich nach Friesen wendet. Ein kleiner Laubwald mit daneben ausgebreitetem taubem Gestein zeugen heute noch von jener „Gottfried = Grube“.

L. Nacht berichtet in seinem „Geologischen Wanderbuch für den Greizer Kreis und seine Grenzen“: „Am Bergabhang des Friesener Baches, ungefähr in halber Höhe verläuft fast parallel dem Bache eine Verwerfung. In ihrer Richtung findet man Eisensteine, in denen Quarz- und Schieferbröckchen eingebettet liegen, sogenannte Quarz- oder Schieferbreccien. Sie sind entstanden, als durch den Bruch der Schieferlagen und den Abrutsch der einen Seite die anliegenden Gesteinsteile zerdrückt und zerbröckelt wurden. Diese Brocken wurden später von eindringenden Eisenlösungen eingeschlossen und mit ausgeschiedenem Brauneisen untereinander verkittet.“ — Der Eisenabbau der Gottfried = Fdgr. ist mit Unterbrechungen bis 1819 betrieben worden. Gottschald baute bis Ende des 18. Jahrhunderts.

Im Jahre 1808 nahm sich der Bergmann Joh. Adam Kummer in Röthenbach des verlassenen Baues von neuem an. Ihm folgte 1818 ein Bergmann Joh. Gottfried Kummer aus Röthenbach. — Der Gang lag auch hier fast zu Tage. — Im Abbau in der 2. Hälfte des Jahres 1785 schaffte man 170 Fuder Eisenstein von Obermylau nach Wildenthal. Das Eisen brach nesterweise und wurde nur durch Schürfen und durch lange Röschen abgebaut, wobei man kaum 2 Meter tief ging, weil man „wegen der vielen hier zugehenden Tagewässer nicht abzuteufen vermochte.“ Der Eisenstein zeigte „kein ordentliches Streichen und Fallen“, hielt auch „kein ordentliches Saalband.“ Als 1814 ein „Schächtlein“ bis zu 5 m Tiefe gebracht worden war, bereitete wieder Wasser dem Abbau beträchtliche Hindernisse. — Im letzten Vierteljahr 1814 wurden aus der Gottfried = Fdgr. 25 Zentner gefördert.

Die neuen Versuche im Eisenabbau, welche David Raub zu Schönheider-Hammer in seinem letzten Grubenbericht aus Bergamt zu Voigtsberg im Jahre 1784 in Aussicht gestellt hat, unternahm er 1785 in Oberheinsdorf und zwar auf dem Grundbesitz von David Gruschwitz und David Otto. — Er nannte die neue Grube „Junge Davids = Fundgrube“ als Fortsetzung seiner verlassenen Davids = Fundgrube. Die Lager fanden sich 6—8 m unter Tage und schienen in größerer Tiefe noch mächtiger zu werden. Der Grubenbericht über das 1. Quartal 1786 sagt, „die erschürften Flöze haben durch Abteufen zwar edel sich bezeugt, sind aber sehr fest und schwer zu gewinnen.“ Einige Monate später konnte „wegen der vielen Tagewässer“ in den Flözen nicht gearbeitet werden, weshalb man neue Schürfe warf. Man baute 1788 auf Michael Schuberts Grund und Boden zu Oberheinsdorf, und 1793 auf Joh. Benjamin Hüttners Boden zu Reichenbach. Weil die Anbrüche „nicht gar zu mächtig waren“, hat man die Grube in den Jahren 1789 bis Ende 1792 liegen lassen. Bei Wiederaufnahme des Baues hatte man „durch Rückung eines Schächtchens das Flöz wieder angefahren und durch 9 Arbeiter 101 Fuder Eisenstein gewonnen, nebst Betreibung eines Stollens, der etliche 20 Rachter (also einige 40 m) getrieben wurde.“ Anfangs 1795 schaffte man die letzten 147 Fuder nach Schönheide. Hierauf gab man den Weiterbau auf; „denn“, so heißt es im letzten

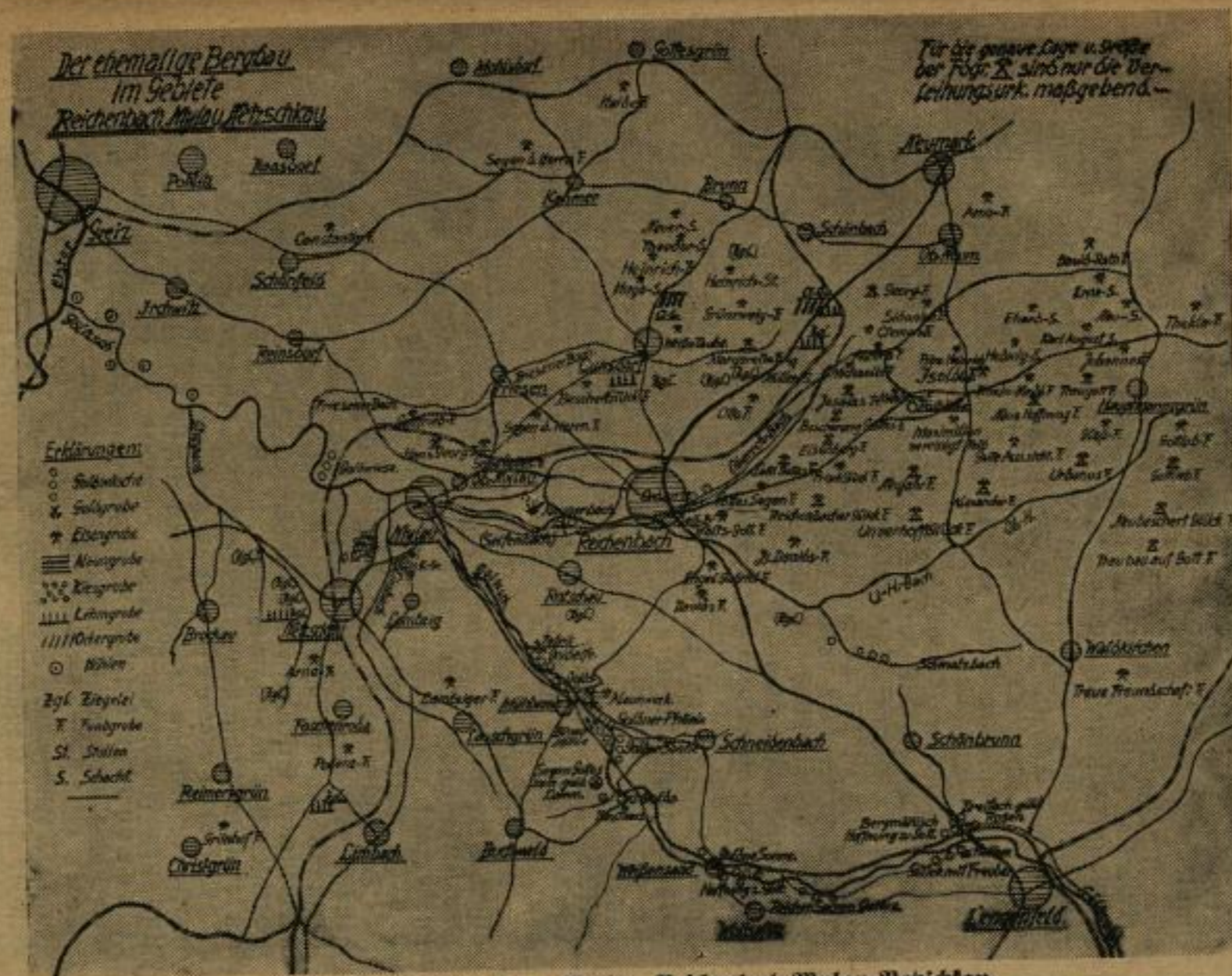
Grubenbericht, „der Flözbau will sich nicht ferner in der Tiefe erstrecken, sondern verwandelt sich in Schiefer“.

Den Hammerwerksbesitzern von der Mulde her schien die nähere Umgebung von Reichenbach ein besonders gutes Gelände zur Beschaffung des Eisensteins zu sein, dessen sie bedurften; denn 1798 legte auch der Hammerwerksbesitzer aus Morgenröthe, Gottlob Imanuel Pattermann, ein Bergwerk, die Fundgrube „Grünzweig bei Cunsdorf“ an. Gleich beim ersten Quartal konnten 65 Fuder nach Morgenröthe vermessen werden; in den Quartalen i. J. 1799 an 115 Fuder, i. J. 1800 an 120 Fuder, i. J. 1802 an 61 Fuder. Er holte sich aus dieser Grube den Eisenstein, — der nesterweise brach —, zeitweilig je nach Bedarf bis Ende 1802. Der Besitzer des Grundstückes war Paulus Schenker aus Cunsdorf.

Der Eisenabbau in hiesiger Gegend war so leicht und bequem, daß 1802 drei Hammerleute ohne eigentliche bergmännische Vorkenntnisse des Unternehmens anfangen, „auf Berners Grund und Boden bei Oberhainsdorf“ den Eisenstein zu gewinnen. — Ihr Bau erhielt den Namen „Gottlob-Fundgrube“. Die 3 Hammerleute Gottlob Kublick von Wildenthal, Karl Friedrich Gläß von Eibenstock und Karl Traugott Gläß von Wildenthal arbeiteten für die Hammerwerke zu Rautenfranz und Morgenröthe auf eigene Rechnung und förderten in der 2. Hälfte des Jahres 1802 die ansehnliche Menge von 308 Fudern Eisenstein, lediglich mit Schürfen und Röschen, wobei sich zeigte, daß das Erz auch hier nesterweise brach. Für dieses halbe Jahr wurde an Werner 1 Taler 12 Gr. 3 Pf. Grundzins gezahlt. Auf 5 Fuder Eisenstein lag 1 Groschen Grundzins. Der Abbau dieser Eisengrube endet 1806.

Besonders einträglich zeigte sich 1814 der von dem Bergmann Joh. Christoph Gläß in Eibenstock mit 3 anderen unternommene Abbau eines Nestes Eisenstein im Mulm, also in mürbem, ganz weichem Gestein, „neben dem sogenannten Roten Gute b. Oberreichenbach“. Der Bau hieß „Eisenberg-Fundgrube“. Er lieferte den Bergleuten in Dreivierteljahren 561 Fuder Eisenstein, der nach Morgenröthe und Rautenfranz vermessen wurde. Der Ertrag für Gläß brachte nach Abzug aller Unkosten, Abgaben und des Lohnes für ihn selbst und seine Genossen nach 9 Monaten einen reinen Ueberschuß von 143 Talern, einen für die damalige Zeit recht ansehnlichen und leichten Gewinn; denn Gläß brauchte nur 4 bis 5 m tief zu gehen. Wie immer in der dortigen Gegend kam das Erz leider nicht in Gängen, sondern nur in bald sich erschöpfenden Nestern vor.

Im Jahre 1819 wurde die „Fundgrube Frisch Glück“ bei Oberreichenbach von Karl Gottlieb Gläß von Wildenthal auf Joh. Davids Albert Grund „an der alten Straße nach Schneeberg“ erschlossen. Auch hier wurde das Eisenerz fast von der Oberfläche weg bis höchstens 5 m Tiefe durch Röschen und Schürfen geholt, allerdings aus sehr festem Gestein und nach Rautenfranz und Schönheide verkauft. In größerer Tiefe war der Eisenstein „nicht mehr von der Güte“. Die entstandene Grube wurde 1822 zum Teil mit taubem Gestein wieder ausgefüllt. Gebaut wurde mit bestem Erfolge.



Eisen-Fundgruben im Gebiet Reichenbach-Mylau-Neihschau.
(Die Lage der Fundgruben mit unterstrichenem Grubenzeichen ist nur nach den Dorfgemeinden bestimmt, ohne genaue Lokalisation der Grubenfelder).

Als sich diese Lagerstätte nicht abbauwürdig erwies, wurde auf David Singers und Paulus Brächlers zu Oberreichenbach Grund und Boden, da „wo der Weg, der von Hauptmannsgrün und Oberheinsdorf herkommt, sich teilt und der eine nach der neuen Welt, der andere in den Anger nach Reichenbach führt“, 1823 eine neue Lagerstätte erschürft und unter dem Namen „Gottes Segen“ gemutet.

Im Jahre 1836 unternahm Gottlob Friedrich Glaß in Eibenstock seit 1834 Besitzer von „Frischglück“, einen neuen Bau auf Eisenstein auf der „Johannes-Fundgrube“, am Wege von Hauptmannsgrün nach Reichenbach und teufte später 235 Schritte von der Straße von Oberheinsdorf nach Neumark einen Schurf 6 m tief ab, fand jedoch, daß die Lagerstätte nach der Tiefe an Mächtigkeit und Bauwürdigkeit verlor. *)

Nach diesen Erfahrungen aus früheren Zeiten kann man annehmen, daß der hiesige Boden um Reichenbach noch manches abbauwürdige „Rest“ von Eisenerzen birgt. Doch findet man in den alten Grubenberichten öfters die Bemerkung, daß der hier vorkommende Brauneisenstein zwar sehr reichhaltig an Eisen sei, aber, da er etwas Kupfer bei sich führt und rotbrüchiges Eisen gibt, nur mit noch anderen Eisenerzen zusammen verschmolzen werden kann. — Der beste Abbau von Eisenerz dürfte in der Zeit von 1700—1839 gewesen sein. In den nächsten Jahrzehnten ließ die bergmännische Arbeit nach. An einigen Stellen erschöpften sich die Eisenlagerstätten, an anderen hat häufig auftretendes Wasser und dessen kostspielige Beseitigung den Bergbetrieb stark beeinflusst, während in gleicher Zeit in anderen Ländern äußerst ergiebige Eisenerzlager erschlossen wurden.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts hatte der vogtländische Bergbau auf Braun-, Rot- und Spateisenstein die Produktionshöhe überschritten. Er lebte wohl von 1855 an wieder auf, wurde aber 1872, beziehungsweise 1881 auflässig, d. h. die Betriebe wurden eingestellt.

Die Unternehmer hatten an die Grundstücksbesitzer eine gewisse Abgabe, den Grundzins, von altersher die „Fledermaus“ zu entrichten. In der Regel war für 5 Fuder vermessener Eisenstein 1 Groschen zu zahlen. Für minderwertiges Erz gab man weniger, für besseres Erz mehr Zins. An einigen Abbaustellen fiel die „Fledermaus“ ganz weg.

Auf Heinsdorfer Flur förderte „Frischglück“ im Jahre 1751 an 217 Fuder Eisenstein bei $2\frac{1}{2}$ Pf. Grundzins pro Fuder an Michael Schubert, — die Fundgrube „Unverhofft Glück“ in unregelmäßigem Abbau von 1760 bis 1769 ohne Grundzins 823 Fuder, — die Fdgr. „Neue Hoffnung“ von 1763 bis 1778 mit Unterbrechungen 1257 Fuder, bei $2\frac{1}{2}$ Pf. pro Fuder Grundzins an den Besitzer Paul Kruschwitz, — die Fdgr. „Neujahr“ fördert im 1. Vierteljahr 1777 an 28 Fuder ohne Grundzins an Singer in Oberheinsdorf, — die „Alexander = Fdgr.“ zahlt für 219 Fuder im 1. Halbjahr 1796 geförderte Fuder 1 Taler 19 Gr. 9 Pf. Grundzins, — die Fdgr. „Trau, bau auf Gott“ zahlt im Jahre 1803 als Steuer für

*) Bogtl. Anz. 1897. Nr. 94.

237 Fuder 2 Taler 17 Gr. Grundzins an Neumärker in Oberheinsdorf, — die „Traugott = Fdgr.“ für 209 Fuder im Jahre 1804 bei 2½ Pf. Grundzins an den Besitzer Starke 1 Taler 19 Gr. 1 Pf., — die Fdgr. „Neubeschert Glück“ im Jahre 1805 für 300 Fuder 7 Taler 6 Gr. 1 Pf. Grundzins an Otto in Oberheinsdorf, — die „Gläs = Fdgr.“ zahlt für 1021 Fuder in der Zeit von 1833—41 keinen Grundzins, — wie auch die „Urbanus = Fdgr.“ im letzten Vierteljahr 1843 keinen Grundzins entrichtete.

Auf Oberreichenbacher Gebiet zahlte die Fdgr. „Lamm Gottes“ in den ersten Jahren von 1752 an keinen Grundzins, später von 1756 an 2½ Pf. für ein Fuder, — die Fdgr. „Bescherung Gottes“ fördert 1766—69 an 667 Fuder ohne Grundzins, — die „Michaelis = Fdgr.“ im 3. Vierteljahr 1797 152 Fuder Eisenstein, wofür an Ad. Friedr. Reinhold in Oberreichenbach 1 Taler 6 Gr. 3 Pf. Grundzins gezahlt wurde, — die „Neuglück = Fdgr.“ förderte von 1807 bis 1818 ohne Grundzins, — die Fdgr. „Reichenbachs Glück“ zahlte von 1809—1811 an die Kammerei in Reichenbach 2½ Pf. Grundzins pro Fuder, — die „Bergmannshoffnung = Zeche“ förderte im 3. Vierteljahr 1815 an 115 Fuder, — die „Arno = Fdgr.“ im letzten Vierteljahr 1832 an 120 Fuder und die „Weifert = Fdgr.“ im 1. Vierteljahr 1836 an 95 Fuder ohne Grundzins.

Bei Reichenbach förderten die Fundgruben „Neuglück“ im Jahre 1745, „König Augustus“ im Jahre 1751/52, „Kornähre“ im Jahre 1781, „Kummers Glück“ im Jahre 1812 und „Meinels = Fdgr.“ im Jahre 1819, ohne Grundzins aufzubringen.

In Obermylau lieferte die Fdgr. „Gabe Gottes“ im 1. Vierteljahr 1797 120 Fuder, in derselben Zeit 1798 an 98 Fuder und im letzten Vierteljahr 1799 an 125 Fuder Eisenstein, — die Fdgr. „Hans Georg“ im 3. Vierteljahr 1809 63 Fuder, in derselben Zeit im Jahre darauf 50 Fuder. —

Die Fdgr. „Weiße Taube“ in Cunsdorf förderte im 3. Vierteljahr 1781 an 51 Fuder, in gleicher Zeit 1799 zusammen 38 Fuder, und die Fdgr. „Margarethe“ im 3. Vierteljahr 1800 an 97 Fuder Eisenstein, ohne Grundzins abzugeben. (Ba. Bb. Vol. 1098).

Die „Georg = Fdgr.“ bei Oberreichenbach lieferte im Jahre 1859 933 Fuder Brauneisenstein im Werte von 2362 Talern, die „Heinrich = Fdgr.“ bei Cunsdorf 3165 Fuder Brauneisenstein im Werte von 7912 Talern, im Jahre 1860 an 1708 Fuder im Werte von 4270 Talern. Die Gesamtförderung dieser Grube betrug von 1855 bis 1881 an Eisensteinen 412 857 Zentner, an gelber Farberde 9577 Zentner. — Die „Isolde = Fdgr.“ bei Oberreichenbach förderte 1859 an 1684 Fuder, im Werte von 4210 Talern, und die Fundgrube „Gute Aussicht“ bei Unterheinsdorf 454 Fuder an das Eisenhüttenwerk zu Schönheide. Im Jahre 1860 ging die Ausbeute der letzteren auf 142 Fuder zurück.

In Reichenbach bestand noch bis 1860 eine volle bergmännische Belegschaft unter der Führung des Schichtmeisters Helbig und des Obermeisters Hellmich, der als letzter

Bergmann das Cunsdorfer Huthaus der „Heinrich Fdgr.“ bewohnte. Den besten Abbau lieferten noch die „Heinrich Fdgr.“ in Cunsdorf, die „Isolde Fdgr.“ zwischen Oberreichenbach und Hauptmannsgrün und die ihr nahe gelegene „Thekla Fdgr.“



Huthaus der Heinrich-Fdgr. bei Cunsdorf. (Abgebrannt).

Die „Heinrich Fdgr.“ wurde 1856 erneut erschlossen. Man senkte drei Schächte, einen oberen von $7\frac{1}{2}$ Lachter einen mittleren (neuen) von $6\frac{1}{2}$ Lachter und einen niederen von $7\frac{1}{2}$ Lachter Tiefe. Von diesen Schächten wurden bis zu 30 m lange Stollen getrieben. Die bekanntesten waren „Traugott-, Theodor- und Heinrichstollen“. Im Heinrichstollen wurde neben Eisenstein vornehmlich gelbe Ockererde gefördert. Nach 1874 ließ der Bergmannsseggen nach. Die Arbeit ging von Jahr zu Jahr zurück, bis i. J. 1881 der Bergbau erledigt war. Das alte Huthaus mit der Aufschrift „Huthaus Heinrich Fundgrube“ stand einsam und verlassen da. Später wurde es ein Raub der Flammen. Ein Teil hat sich neben einem erstandenen Neubau bis heute erhalten. Die daneben liegenden geebneten Halden sind mit Gras und Unkraut bewachsen.



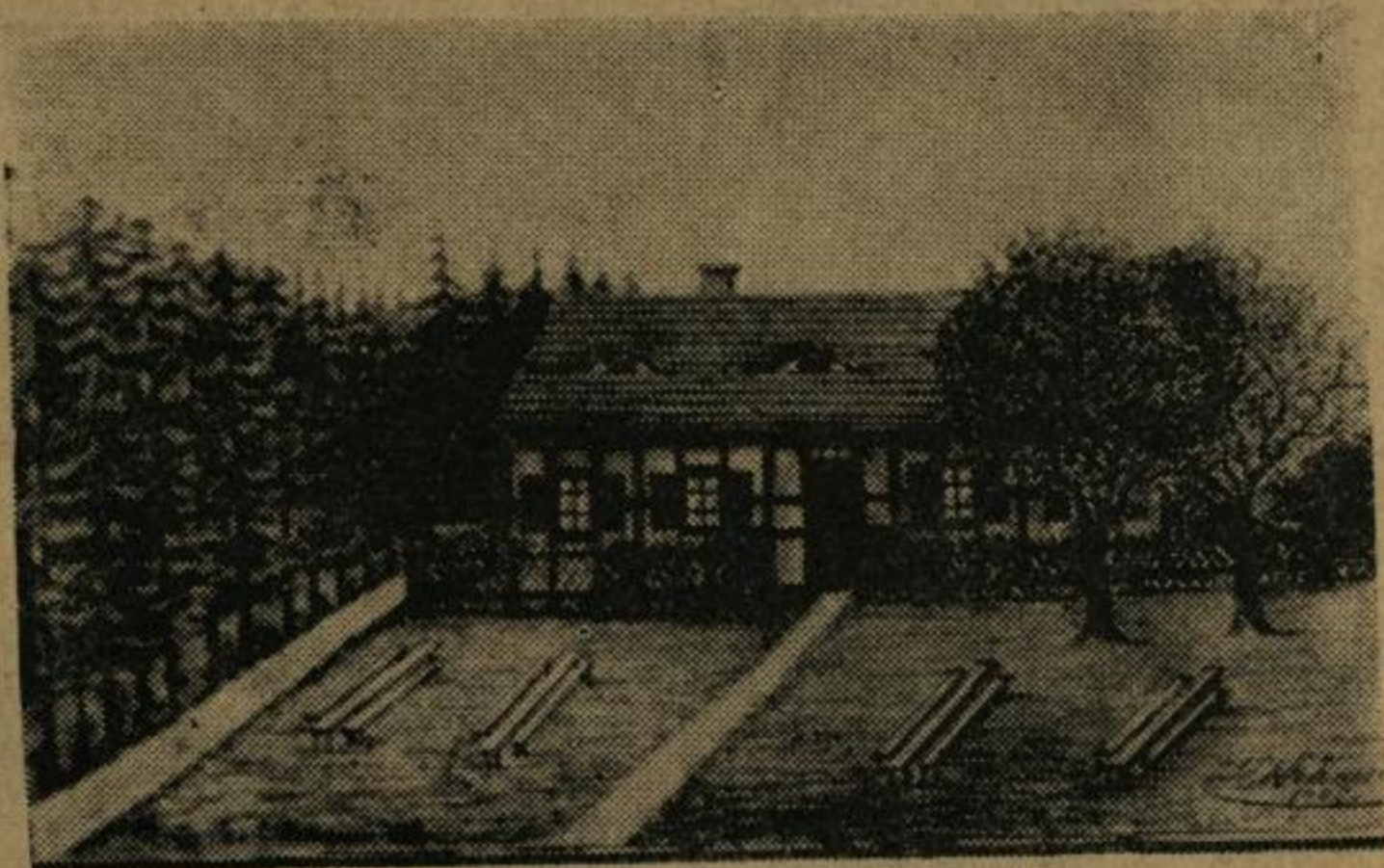
Halden und erhaltene Teile des Huthauses bei Cunsdorf.

Die „Isolde Fdgr.“ umfaßte ein größeres Abbaugebiet, zu dem die „Mehlhornzeche“, die „Georg Fdgr.“ am Stadtgut in Oberreichenbach und der „Müller

Schacht" in der Nähe von Reblers Fabrik gehörten. Daher der Name „Vereinigtes Feld“, neben „Thekla, Vereinigt Feld“ in Hauptmannsgrün. — Die ersten Schächte wurden 1856 am Huthaus der Isolde gesenkt. Hier wohnte im schlichten Hause der Hüter des Schachtes und Betreuer der Bet- und Mannschaftsstube. Im kleinen Raum trafen sich vor der Einfahrt, früh morgens 5 Uhr, die Bergleute zu gemeinschaftlicher Andacht. Aus besonderen Büchern sangen sie einige fromme Lieder, und der Steiger, der Vorgesetzte der Leute, las ein Gebet vor, Gott um Schutz bei ihrer Arbeit und eine gesegnete Ausfahrt bittend.

Es waren erhebende Gottesdienste, die im alten Huthause, das doch sonst nichts mit einer Kirche gemein hatte, abgehalten wurden, gleichwie es in einem alten Bergmannsgruß geschrieben steht:

„Nun sind sie dort — ein kräftiges Gebet,
Ein Lied, das Hilf und Schutz vom Himmel fleht,
Ein Blick empor, als kehrt er nimmer wieder —
Und in die Tiefe steigt der Bergmann nieder. —
Nur aus dem Dunkel tönt es noch herauf
Verhallend mehr und mehr: Glückauf! Glückauf!“



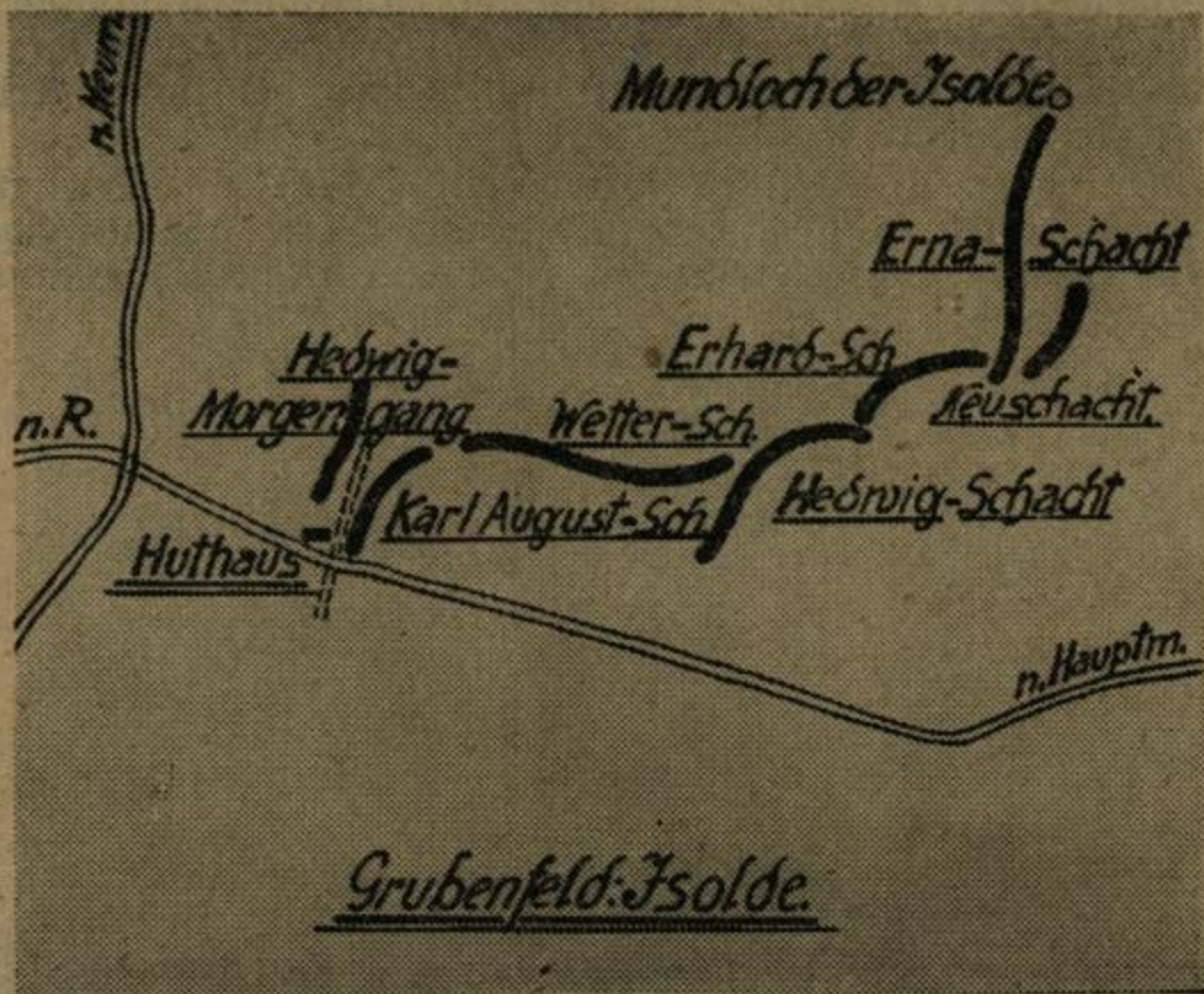
Huthaus der Isolde. Abgebroschen 1894.

Um 6 Uhr wurde eingefahren, ein Glöcklein auf dem Huthause gab das Zeichen dazu. Vorsichtig stieg einer nach dem andern die Leiter hinab, und jeder ging an seinen Ort, wo er das Handwerkszeug, das „Gezähle“, Schlegel und Eisen liegen hatte. Der Name dieser alten Werkzeuge, mit denen man als Hammer und Keil dem Boden die Schätze entriß, hat sich bis heute erhalten, wenn auch ihre Bedeutung verloren ging, nachdem um die Mitte des 17. Jahrh. das Pulver zu Sprengarbeiten in den Bergwerken benützt wurde. — Außer einer halbstündigen Frühstück- und Vesperpause und einer Stunde zu Mittag wurde fleißig bis abends 6 Uhr gearbeitet. Dann, wenn die „Schicht“ zu Ende war, stieg man mit den Grubenlampen die Steigleiter zur Ausfahrt empor. Mit einem fröhlichen „Glück auf“ war das Tagewerk beschlossen.

Um 1860 arbeiteten noch 60 bis 70 Bergleute.

Als 1862 im Abbaugelbiet neue Entwässerungsanlagen geschaffen waren, senkte man 1863 den „Erna Schacht“

und zwischen dem Huthaus der Isolde und dem nahen Neumark den „Hedwig Schacht“. Ihr Betrieb sollte aber nur wenige Jahre anhalten. Als 1868 eine „Bergfaue“ (Unterfunftsbaus für die Bergleute) abbrannte, in einer Zeit, da das Eisen sehr billig war und der Bergwerksbetrieb wenig Nutzen brachte, wurden die Schächte nicht mehr befahren. Das ganze Werk „Isolde“ kam außer Betrieb.



Im Jahre 1856 kam das Grubengebiet der Isolde in den Besitz der Königin-Marienhütte in Eainisdorf. In diesem Jahre entstand ein massives Huthaus, in das am 1. April 1889 eine Gaststätte gelegt wurde. Im Jahre 1894 hat man es abgebrochen und zu einer freundlichen Einfuhrstätte neu erbaut.

In den Jahren guten Abbaues wurden gefördert:

1857 = 847 Fuder	1861 = 5864 Fuder
1858 = 565 Fuder	1862 = 7864 Fuder
1859 = 1684 Fuder	1863 = 5653 Fuder
1860 = 3346 Fuder	1864 = 3250 Fuder.

Zwölf Jahre ruhte der Bergbau in der Isolde, und erst im Jahre 1880 zogen wieder Bergleute in die feuchten, unterirdischen Gänge und Arbeitsräume ein. Das Eisen war im Preise gestiegen, so daß sich der Bergbau von neuem lohnte. 20 Knappen griffen wieder zu Schlegel und Eisen, Bohrer und Keilhaue. Im „Emma = Schacht“ erstand neues bergmännisches Schaffen und Treiben.

Im Jahre 1883 wurde sogar ein neuer Schacht gebaut und nach dem Generaldirektor der Königin-Marienhütte „Erhardt = Schacht“ getauft. 6 Jahre lang fuhren Bergleute aus und ein. Da geschah es, daß im Frühjahr 1889 der Erdboden durch anhaltende Regengüsse völlig durchweicht wurde; die Zimmerung gab dem Drucke der Erdmasse nach, und am 1. April, in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag, stürzte der Schacht in sich zusammen. Er wurde nicht wieder ausgegraben.

In seiner Nähe wurde der letzte, der „Neuschacht“, gesenkt. Er war am 1. Juni 1890 vollendet. Wenn er auch nur halb so tief war wie der „Ehrhardt-Schacht“, nämlich nur 15 m, so brauchten doch 4 Arbeiter ein Jahr, um ihn in den harten Grünstein zu senken. In diesem Schachte arbeiteten nur 4 bis 5 Mann, die im letzten Vierteljahr 1892 an 76 000 kg Eisenerz gefördert haben. Der gewonnene Brauneisenstein enthielt 40—48 % Eisen, das in der Marienhütte durch das Feuer von allen Unreinigkeiten befreit wurde, um weiterer Verwendung entgegenzugehen.

Als in dieser Zeit durch Bezug von auswärts die Eisenpreise zurückgingen (1891 kostete 1 t (1000 kg) Eisenstein von der Fundgrube Isolde 8,50 M, 1893 nur noch 7,55 M), beschloß die Marienhütte in Gainsdorf, den Bergbau aufzugeben und den Hochofen zu löschen. Letzterer bestand seit 1840. Mit seinem Erlöschen fand der hiesige Bergbau sein Ende. Die Isolde wurde am 1. April 1893 außer Betrieb gesetzt. Das Huthaus samt den Schächten und der Berggerechtigkeit gingen für 2400 M an den Herrn von Römer in Neumark über.

Zwei Jahre später wurde auf Veranlassung des Amtshauptmanns von Polenz die Polenz-Fdgr. bei Föschendorf erneut in Betrieb gesetzt, nachdem die Grube seit 1862 mit Unterbrechungen gefördert hatte. Seit 1901 ruht auch hier die Arbeit. Die Belegschaft war in letzter Zeit 40—50 Mann stark. Die tägliche Förderung betrug 90 bis 100 Zentner. Das Erz hatte 36—38 Prozent Eisen. Es wurde mit 4,40 M. pr. Tonne verkauft und in der Königin-Marienhütte in Gainsdorf verhüttet. Bis vor nicht so langer Zeit kennzeichneten Stollen, Luftschächte und Schutthalden die Stellen, da nach gutem Erze, dem Eisenerz



Polenz-Fundgrube bei Föschendorf.

haltigen Thuringit, gegraben wurde. Heute ist vom ehemaligen Grubenbau fast gar nichts mehr zu sehen. Die Gruben sind zugeschüttet, die Halden eingeebnet. Fichten grünen über alte Bergbaugelände, Felder ziehen über alte Gruben hin. Hier und da eingebrochener Boden über verfallene und zusammengebrochene Schächte und Stollen deutet auf ehemaligen Eisenbergbau.

Neben der Polenz-Fdgr. wurde auf Cambziger Gebiet, auf dem schon 1752—55 die Fdgr. „Brauner Hirsch“ bestand, nahe der Pauschgrüner Grenze auf August Flechsig's Boden die Cambziger Fdgr. auf Magneteisen (Thuringit) erschlossen und von 1896 bis 1901 im Betrieb erhalten. In gleicher Zeit wurde auf dem Galgenberg bei Neßschau nach Eisenerz gegraben. Bodenvertiefungen und Anhäufungen von Brauneisenstein lassen uns dieser Eisengruben gedenken.

Von anderen Fundgruben hören wir in der Nähe der Obermylauer Brücke „Hans Georg Fdgr. (1809—1810) und „Gabe Gottes Fdgr.“ (1797—99), — am Straßenkreuz Friesener Straße und Ruppelte Weg die Fundgruben „Segen des Herrn“ und „Bescheert Glück“ und in Reichenbach der „Ordenstollen“. Unweit des Dorfes Schönfeld waren noch vor einigen Jahren die Halde und der Einsteigeschacht des früheren Bergwerkes „Konstantin-Fundgrube“ zu sehen, aus dem 1856—1871 an Eisenstein 412 857 Zentner gefördert wurden.

Am 3. September 1856 erklärten die Besitzer der Königin-Marienhütte in Gainsdorf nach vorausgegangener Verhandlung vor fürstlicher Landesregierung in Greiz, in Schönfelder Flur oben am Walde, auf dem an der sächsischen Grenze gelegenen Grundstück des Gutsbesizers Behold, nach Eisenstein und eisenhaltigen Mineralien schürfen zu wollen. Die Schürfungserlaubnis wurde ihnen erteilt und so wurde am 7. Oktober 1856 mit dem Schürfen begonnen. Unterm 12. November 1857 wurde dann die Mutung angebracht und dabei über das Ergebnis der Schürfung folgendes berichtet:

„Mit der unternommenen Schürfarbeit haben wir, nachdem zuvor die Grauwackengebiete durchsunken worden waren, bei 14 Fächern Schachtruf einen Eisenstein führenden Gang durchsunken, welcher von den Vorkahren zum Teil abgebaut worden, aber zum Teil noch unabgebaut ansteht, dessen Streichungsrichtung zwischen den Kompaßstunden 8/9 liegt und sich 45 bis 50 Grad nordöstlich verflächt. Die Mächtigkeit dieses Ganges ist 0,2 bis 0,4 Fächter und dessen Ausfüllung, soweit sie sich aus dem noch anstehenden Teile beurteilen läßt, ofriger Brauneisenstein mit Flitterchen und Roteisenstein. Zu näherer und tieferer Untersuchung dieses Ganges ist der Schürfschacht bis zu 23 Fächtern niedergebracht und soll derselbe, da der Schacht saiger oder lotrecht abgesunken und deshalb in das Liegende des Ganges gekommen ist, querschlagsweise in dieser Tiefe angefahren und die nötigen Versuchs- und Vorrichtungsarbeiten zum Abbau desselben vorgenommen werden.“

Nachdem also die Vorarbeiten immerhin erfolgverheißend waren, wurde dann unterm 25. März 1858 die Belehnungsurkunde ausgestellt. *)

Das auftretende Grundwasser hat den Tiefbau stark einträchtigt, bis die ausländische Konkurrenz den Grubenbau zum Erliegen brachte.

Die Gegend ist jetzt urbar gemacht, sodaß von ehemaliger Bergbauarbeit nichts mehr zu sehen ist. Beim Bestellen

*) Greizer Zeitung 1923. 20. Febr. —

des Feldes werden immer wieder Brauneisensteine zu Tage gefördert und abgelesen. Der Schacht, der noch vor Jahren zu sehen war, ist nicht mehr. Das alte Zechenhaus, wo die Bergleute in die Grube führen, ist ins Dorf versetzt worden, wo es dem Wirtshaus „Weintraube“ gegenüber heute noch steht. Es sollen in dieser Grube tönerner Grubenlampen gefunden worden sein, so daß mit einem noch viel älterem Bergbau zu rechnen wäre. Die Grube liegt auf Culmgebiet, gleich den ehemaligen Eisengruben in Unterkahmer „Segen des Herrn“ und „Heide“. Das Gestein ist eisenhaltiger Tonschiefer des Culmbodens, bei dem hier Grünstein und Schiefer zusammenstoßen und durchsickerndes Eisenwasser das angrenzende Gestein eisenhaltig färbte.

Die meisten Eisenerzgruben sind heute eingeebnet. Ihr Boden hat andere Verwendung gefunden. Nur im Erdinnern haben sich hier und da alte Stollen erhalten und der Zeit bis heute dienstbar erwiesen. So werden einige von ihnen heute noch von der Stadt Reichenbach als Wasserleitungswege benützt. Hierher gehört die nach der einstigen Eisensfundgrube „Otto“ genannte Ottostollenleitung, die erste öffentliche Wasserleitung, die sich hinter Popp's Fabrik unter der Zwifauer Straße nach dem neben der ehemals Glas'schen Fabrik gelegenen Bauhof hinzieht. Das Ottostollen = Bassin wurde 1884 mit Ziegeln und Zement ausgebaut und mit Kammern versehen.

Es wird ferner berichtet: „Für die Wasserzuführung von Oberreichenbach hat die Stadt im Jahre 1698 bis 1704 unweit des Ortes einen Wasserstollen getrieben, „um Wasser vor der Stadt hereinzuführen“. Als Reichenbach für diesen Stollen beim Voigtsberger Bergamt weder das Mutungsrecht erwarb, noch Quartalsteuer bezahlte, entspann sich eine rechtliche Auseinandersetzung nach der der kurfürstliche Bescheid einging, daß dieser Wasserstollen, wenn er auch nichts „Edles entblöße und keine Gänge überfahre und für seine Führung auch die Einhändigung von Georg Würker erhalten sei“, dennoch gleich andern Wasserstollen im Vogtland bei dem Bestätigen, bei der Anlegung von Registern und der Zahlung von Quartalgeldern (jährlich 1 Taler Steuer), wie andere bauende Gewerke zu behandeln sei. (Ba. Vb. Vol. 714).

Die frühere Dorfgemeinde Oberreichenbach hatte ehemals für die Benützung des abfließenden Georg = Stollenwassers an das Schneeberger Bergamt drei Mark Abgabe zu entrichten. Die gegenwärtige Grubensoldsteuer für den Stollen beträgt für die Stadt Reichenbach 5 Mark.

In der Zeit des guten Abbaues betrug nach den Jahresberichten der Handelskammer in Plauen die Produktion des Eisenbergbaues im Bezirk Reichenbach:

Jahr	Fuder	Zentner
1862	18 899,45	352 965
1863	9 189,25	168 060
1864	2 752,55	50 138
1867	2 746.—	49 428
1969	1 850.—	30 420
1870	1 485.—	27 049

Neben den erwähnten Eisenstein-Erdgr. traten hier und da im Gelände noch Eisengruben auf, deren Namen und Fundorte sich nicht erhalten haben, da Aufzeichnungen und Registrierungen fehlen und nicht für alle Gruben die Risse vorhanden sind, so daß man sich lediglich auf die Gemeinde stützen muß, auf deren Grund und Boden die betreffenden Fundgruben gelegen haben, wie auch für einige Eisengruben auf der Karte „Eisen-Erdgr. im Gebiete Reichenbach Mylau, Rehschau“ die genaue Bestimmung ihrer Lage nicht möglich war, sodaß sich ihre Lokalisation nur auf die Gemeinden stützt, auf deren Boden sie gesenkt wurden.

Das Suchen und Schürfen nach Eisenerz führte u. a. auch zu der Entstehung der meisten Höhlen und unterirdischen Gänge im Gölschtale. Viele von ihnen sind heute verschüttet oder irgendwie nutzbar gemacht worden. Man begegnet ihnen noch in der Nähe der Gölschmündung bis zu Günthers Papierfabrik, nahe an der Gaststätte „Waldfrieden“ (Benetianer-Höhle), in Kellern und Gewölben der Stadt Mylau u. a. Stellen im Gölschtale, die heute nicht mehr leicht erkenntlich sind.

Aus den Berichten der Handels- und Gewerbekammer in Plauen läßt sich die Zahl der Eisengruben im Bezirk Reichenbach von 1862 bis 1904 wie folgt zusammenstellen:

Jahr	Mit Ausbeute	Mit Zubuße	Zahl der Eisengruben	Jahr	Mit Ausbeute	Mit Zubuße	Zahl der Eisengruben
1862	3	1	4	1878—8	2	2	4
1863	4	7	11	1882—92	2	1	3
1864	4	5	9	1893—94	1	1	2
1865	4	2	6	1895—96	1	2	3
1866—67	4	—	4	1897—98	1	3	4
1868—69	2	1	3	1899	1	2	3
1870—71	3	1	4	1900—01	1	1	2
1872—74	2	3	5	1902	—	1	1
1875	1	9	10	1903	—	2	2
1866—77	2	4	6	1904	—	—	—

In der Nachkriegszeit wurden in unserem Betrachtungsgebiet Reichenbach, Mylau und Rehschau, gleichwie in andern deutschen Landschaftsgebieten erneut Versuche unternommen, nach Eisenerz zu graben. Im Oberreichenbacher Gebiet hat das Oberbergamt zu Freiberg auf dem Mehlhornischen Grundstück Eisenerz untersuchen lassen und festgestellt, daß das Gestein stark eisenhaltig und daher abbauwürdig sei. Im Oktober 1923 griff man zu Hammer und Schaufel. In schwerer Inflationszeit sollten auch die heimischen Bodenschätze der Not begegnen helfen. Ist doch das Eisen das wichtigste aller Metalle, unentbehrlich für Haus und Hof, Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft. Es wird hierzu befähigt durch seine Härte, Schwere, Dehnbarkeit, Zähigkeit, magnetische Kraft und seine Widerstandsfähigkeit gegen Säuren und Temperatur. Schwierigkeiten im Abbau und Ausschmelzen, sowie die Menge und Eigenart des Metallgehaltes des hiesigen Eisenerzes brachten den Abbau jedoch immer wieder zum Stillstand.

Auf der gegründeten „Prinz Heinrich Fundgrube“ in Oberreichenbach wurde 1923 der Brauneisenstein

in körniger und kugelförmiger Form als „Minette“ gefördert. In dieser Zeit ist nach Verleihkarten im Oberbergamt zu Freiberg auch das Grubensfeld „Tristan und Isolde“ am 6. Septbr. 1923 verliehen worden und am 27. Oktober 1926 erloschen, das Grubensfeld „Rhein-Kindl“, östlich der Isolde am 21. Juli 1924 verliehen worden und am 27. Oktober 1926 erloschen, die „Maximilian und Thetla-Fundgrube“ am 14. Juli 1924 verliehen worden und am 27. Oktober 1926 erloschen, gleich der „Arno“-Fundgrube bei Förschenroda, die am 21. Juli 1924 verliehen wurde und am 14. Mai 1928 erlosch.

Zusammenfassend verteilen sich die Eisengruben im Gebiete Reichenbach, Mylau und Rebschkau wie folgt:*)

Reichenbach.

Fundgrube	Zeit	Fundgrube	Zeit
Neualück	1745	Segen des Herrn	—
König Augustus	1751	Beschert Glück	—
Kornähre	1781	Orden = Stollen	—
Weiß Taube	1781	Otto = Stollen	—
Kammersglück	1812	Georg = Stollen	—
Meinel	1819		

Heinsdorf.

Fundgrube	Zeit	Fundgrube	Zeit
Frisch Glück	1751	Alexander	1809, 1819—20
Friedeglück	1751—76	Bergmanns Hoffnung	1815
Unverhofft Glück	1760—73	Glaß	1833—41
Neue Hoffnung	1763—89	Weickert	1836
Neujahr	1777	Urbanus	1843
Junge Davids-F.	1785—95	Gute Aussicht	1859
Gottlob	1802—03	Prinz Heinrich	1923
Frau und bau auf Gott	1803—04	Rhein = Kindl	1924
Fraugott	1804		[verliehen]
Neubeschert Glück	1805	Maximilian	1924
Gottlieb	1806	Bereinigtes Feld	[verliehen]
Reichenbachs Glück	1809—11		

Hauptmannsgrün.

Fundgrube	Zeit	Fundgrube	Zeit
Johannes Fdgr.	1834—39	Thetla verein. Feld	1856

Oberreichenbach.

Fundgrube	Zeit	Fundgrube	Zeit
Engel Gabriel	1710	Gottes Segen	1822
Walt's Gott	1710	Aurora	1832
Samm Gottes	1752—65	Arno	1832
Bescherung Gottes	1766—69	Isolde	1856—1893
Jesajas	1777	Georg	1852
Michaelis	1797—1800	Sidonien	1858
Neuglück	1807—08, 1818	Clemens	1858
Eisenberg	1814—15	Mehlhorn	1858—60
Frisch Glück	1819—25	Müller	1858

*) (Ba. Bb. N. 1098).

Gunsdorf.

Fundgrube	Zeit	Fundgrube	Zeit
St. Heinrich	1756—81	Weißer Taube	1781, 1799
Grünzweig	1799—1802	Margarethe	1809

Obermylau.

Fundgrube	Zeit	Fundgrube	Zeit
Gottfried	1784—1814	Hans Georg	1809—10
Gabe Gottes	1797—99		

Lambzig.

Fundgrube	Zeit	Fundgrube	Zeit
Brauner Hirsch	1752—55	Lambziger F.	1896—1901

Foschenroda.

Fundgrube	Zeit	Fundgrube	Zeit
Polenz	1862—1901	Arno	1924 (Verliehen)

Christgrün.

Fundgrube	Zeit
Grünhof Fdgr.	1849—52

Heute ist es auf den Eisenerzgebieten wieder still und einsam geworden. Der Bergbau ist der Zeit verfallen, ob er hier wieder erstehen wird, darüber vermag man keinerlei Vermutungen aufzustellen. Als Ursache des Erliegens in älterer Zeit werden vielfach das Unvermögen im Arbeitsbetrieb, die Armut der Bewohner und die Unsicherheit während der vielen Kriegszeitern genannt. In neuerer Zeit waren es die erzeichen Gruben anderer Länder. Nur Erinnerungen und geschichtliche Darstellungen erzählen noch vom Ringen und Hoffen, von Glück und Freude vergangener Bergmannszeit.

Der Bergmann ist im Gebiete Reichenbach, Mylau, Neßschau seit langen Jahrzehnten keine bodenständige Erscheinung mehr. Man sieht ihn nimmer im schwarzen Leinwandkittel zur Arbeit schreiten, ihn nicht mehr in der Paradeuniform aus schwarzem Tuche mit Sammetklappen und Franzen an den Achselstücken zur Kirche gehen. Man begegnet ihm nicht mehr mit dem Bonapartehut auf dem Kopfe und den Paradesock in der Hand neben den Knappen, die hohe, runde Hüte mit Federstutz und statt des Stockes eine Barde, gleich einem Fleischerbeil auf den Schultern trugen. in unseren heimischen Gassen und Straßen. Die Zeit ist entschunden, in der der alte Bergmannsgruß auch in unserer Gegend Sinn und Bedeutung hatte.

„Es grüne die Tanne,
es wachse das Erz.
Gott schenke uns allen
ein fröhliches Herz!“

III.

Das Alaunwerk in Mühlwand.

Von dem Gasthose „Alaunwerk“ aus führt ein einsamer Weg nach einer nahen, verwaisten Arbeitsstätte. Kein Fuhrwerk knattert mehr auf der alten Bahn, kein Bergmann schreitet mehr zum Tagewerk. Still und verlassen ruhen Bergwände, Stollen, Gänge und rötlich schimmernde Halde. Busch- und Strauchwerk umsäumen schwarze Schieferwände aus uraltem Gestein. Nur dann und wann unterbricht froher Vogelgesang die Einsamkeit, bringt ein schriller Pfiff der Talbahn Reichenbach = Bengensfeld herüber in diese eigenartige Landschaftscke, die seit Jahrhunderten den Namen „Alaunwerk“ führt.

Die Sage raunt von Geheimnisvollem, Lauschigem und Verschwiegenem, die Wissenschaft erzählt von Interessantem und Eigenartigem. Der Naturfreund schreitet andachtsvoll von Halde zu Halde, von Bergwand zu Bergwand, bis er zum sogenannten „Schwarzen Loch“, eine Höhle im tief-schwarzen Gestein, vorgedrungen ist und hier sinnend weilt.

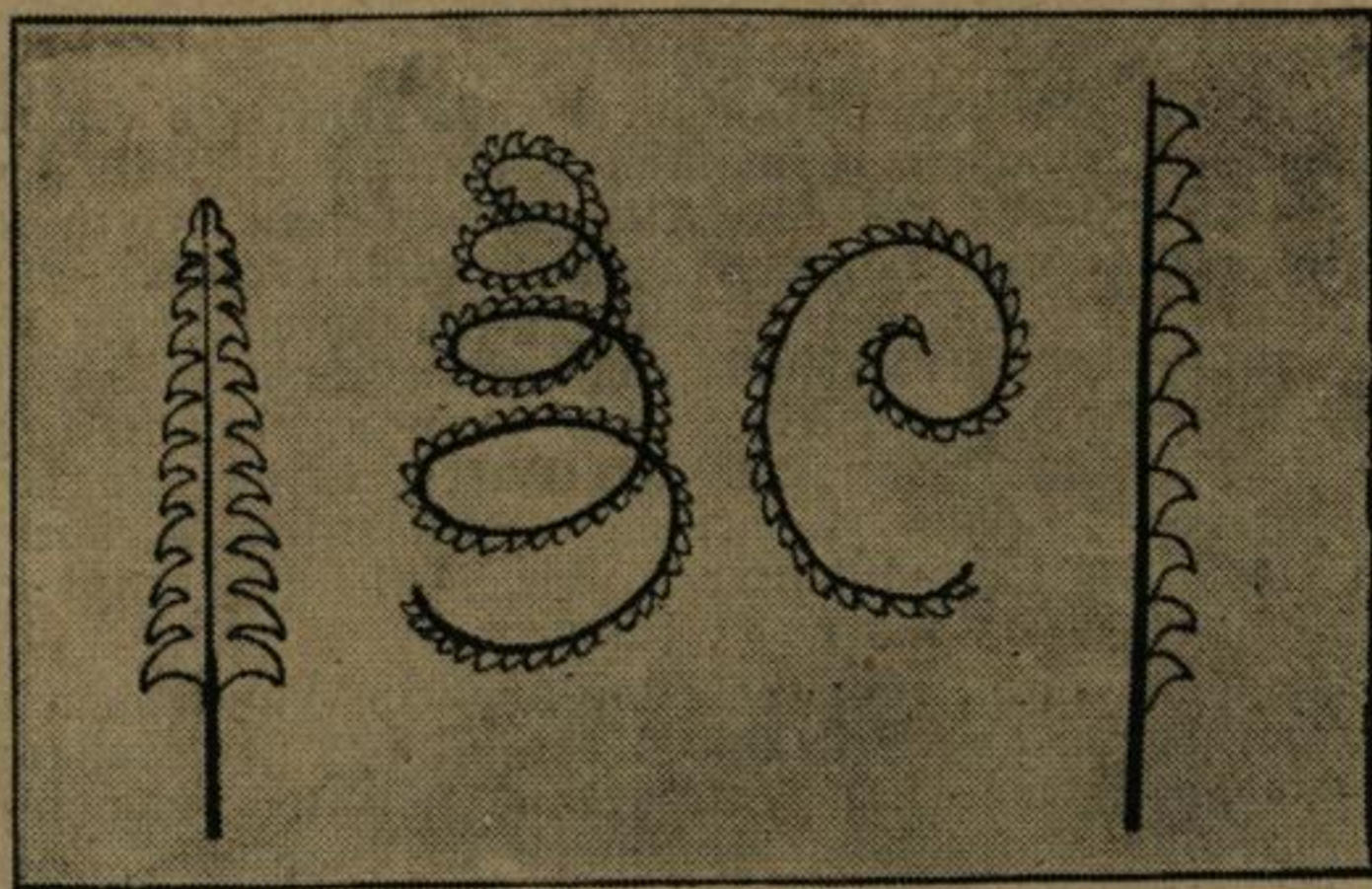
Vor unendlichen Zeiten wogte hier das weite Meer. Es hat im mächtigen Walten hochragende Gebirge abgetragen, geebnet und an Stellen als Sand und Schlamm zu starken Schichten gehäuft. Viele Tausende von Jahren mögen vergangen sein, bis sich im Meere Leben regte, die ersten Pflanzen grüntem.

Es waren tangartige Gebilde, die Buchten und seichte Meeresteile belebten. Mit der Zeit wurden ihrer so viele, daß sie das Meer stellenweise mit Tangwäldern füllten.

Diese erstandenen eigenartigen Pflanzen wurden die Heimat kleiner Lebewesen, die zu den ersten Tieren gehören, die die Erde bez. das Wasser bewohnten. Es waren die Graptolithen, kleine Bewohner in einzelnen Zellen, die an stabförmigen Achsen einreihig oder zweireihig befestigt waren. Die Tange trugen sie zu immer frischem, nahrungsreichem Wasser. Manche Graptolithen lösten sich von dem Tang und schwammen in großen Lebensgemeinschaften selbständig durch das Meer. Die einzelnen Tiere trugen feine Wimpern, mit denen sie durch fortwährendes Bewegen für frisches Wasser sorgten. Man unterscheidet viele Arten dieser kleinen Lebewesen. Der Form nach traten

sie in gerader, gebogener und geringelter Gestalt auf. In Kolonien vereinigt, erreichten sie eine Länge bis 20 cm und vielleicht noch weit größere Ausdehnung. Die einreihigen Graptolithen nennt man Monograpten, die zweireihigen Diplograpten, zu denen die Rastriten mit weit voneinander abstehenden Zellen treten. Alle Arten kennen zu lernen, verlangt ein besonderes Studium. Die vogtl. Graptolithenfunde wird von dem Heimatforscher E. Mauck in Delsnitz i. V. vertreten. Das Reichenbacher Museum hat eine größere Anzahl von schönen Graptolithen ausgestellt.

Von den Tangen hat sich nichts erhalten. Nur der Kohlenstoff, der dem Schiefer die schwarze Farbe gegeben hat, erzählt heute noch, daß jene eigenartigen Pflanzen im versteinerten Schlamm begraben liegen.



Graptolithen.

Von den Graptolithen haben sich hingegen mannigfache Versteinerungen erhalten. Der Meeresschlamm bedeckte mit sanften Totengräberhänden Pflanzen und Tiere, Jahrhunderte, Jahrtausende hindurch. Bis in der Zeit des Unterdevons unser Heimatboden mächtig emporgehoben wurde, das Meer nach Norden zurückging und die hiesige Landschaft als Festland auftauchte. Von da an starben die Graptolithen aus. Viele von ihnen ruhen bis heute als Versteinerungen im festen Silurschiefer (Alaunschiefer) unserer Gegend. Das Gestein hat seine ursprüngliche Lagerung bewahrt und die Lagerstätten der versteinerten Graptolithen erhalten.

Dieser schwarze, sogenannte Alaunschiefer harrte der wirtschaftlichen Erschließung. In seiner Nähe entstanden fruchtbare Auen und freundliche Gefilde. An den Gölzschufem erhoben sich menschliche Siedlungen. Der Landmann erntete den Lohn seiner Hände Arbeit. Der Handwerker ging seinem Berufe nach. Der Bergmann grub nach dem Berggolde nahe der Bünaumühle, die Goldwäscher wuschen das Waschgold an den Ufern des Gölzschtales. Andere Bergleute senkten Stollen für den Eisenabbau in naher und weiter Umgebung von Reichenbach, Mylau und Neßschau.

Verwitterung von Pflanzen in eisenoxydhaltigem Boden, — Allophan, ein aus Kiesel, Ton, Eisenoxyd und Wasser bestehendes Mineral, — Pissophan, ein seltenes, schwefelsaure Tonerde enthaltendes Mineral — und Alaun im Ausblühen auf dem Schiefer.

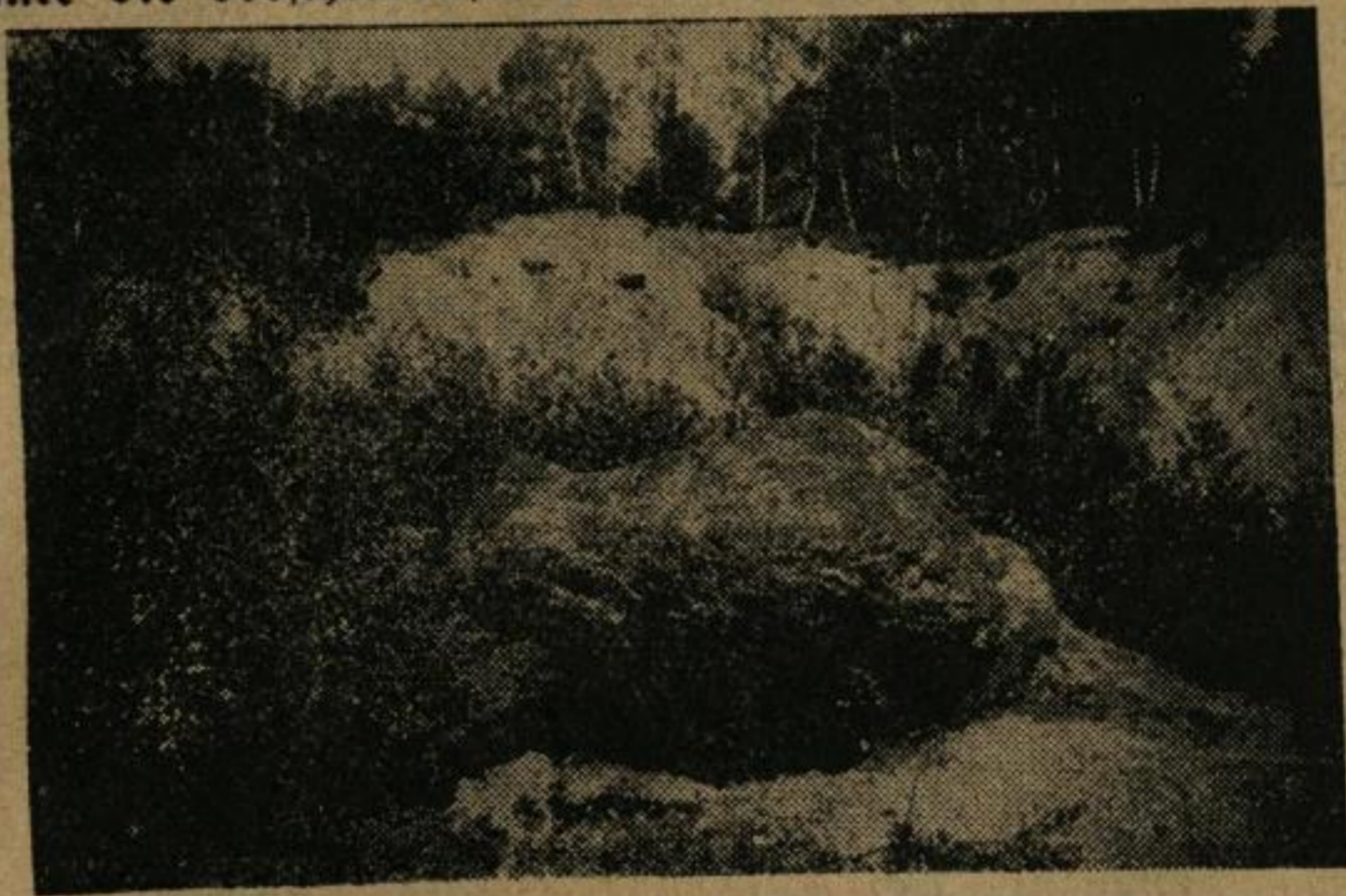
Die auffallenden Farbentöne des sonst schwarzen Schiefers erklären sich vornehmlich durch das färbende Eisenoxyd. Die weiße Farbe entsteht durch Ausbleichung infolge Oxydation des Kohlenstoffes, die rote durch das Eisenoxyd und die übrigen Farben durch die je vorhandene Stärke der Eisenlösung. Die grauen Schieferichten sind als die an Alaun reichsten zu bezeichnen.

Was die Natur vollbrachte, indem sie durch Umwandlung und Ausscheidung Alaun erzeugte, suchte man ausgangs des 17. Jahrhunderts durch Menschenhand zu lösen.

Im Jahre 1691 unternahm Bergmeister Paulus Döring aus Reichenbach die ersten Grabungen im Mühlwandler Alaungebiet. Felswände wurden niedergelegt, Schieferplatten zerkleinert und Stollen und Höhlen getrieben. Am 13. Aug. 1691 waren bereits 3 Gruben erschlossen, in denen Alaun, teils mit Vitriol, teils mit Schwefel verbunden, abgebaut wurde. Die guten Schiefer kamen zu den Haufen der sogenannten „Rösthöfen“. Das unbrauchbare Gestein wurde zu Halden aufgeschüttet. Mit der Zeit reichte sich Rösthof an Rösthof, alle mit der Bestimmung, die Alaunschiefer auszuglühen und zu rösten. Man brannte diese aufgeschütteten Schieferhaufen an, die infolge ihres Kohlenstoffgehaltes wochenlang lebhaft brannten, so daß man oft besorgt sein mußte, einer allzu schnellen Verbrennung vorzubeugen. — Nach solcher wochenlangen Rösthof, in der Schwefelkies in unlösliches Eisenoxydsulfat überging und sich Aluminiumsulfat bildete, wurden die ausgeglühten Steine zerkleinert und mit Holzasche und Wasser vermengt. — Hierdurch entstand eine grünlich graue Lauge, die man aus dem Gestein absing und in das der Gölzsch zu gelegene Stedehaus leitete. Hier wurde sie 24 Stunden lang in einer zinnernen Pfanne gesotten und dann in einen hölzernen Kasten gebracht, in dem sich die alauureichen Teile auf dem Boden niederließen. Der entstandene Alaun wurde nochmals gesotten und nun der Kristallbildung überlassen. Der so erhaltene Alaun setzte sich entsprechend seinem Verdegang zusammen aus: schwefelsaurem Kali, schwefelsaurer Tonerde und Wasser. Der Alaunschiefer lieferte die Tonerde, der im Schiefer enthaltene Schwefelkies die Schwefelsäure und die beigefügte Holzasche das Kali. Die chemische Formel für Alaun lautet sonach: $K_2SO_4 + Al_2(SO_4)_3 + 24H_2O$

Im Laufe von Jahrzehnten war in Mühlwand ein großes Alaunwerk entstanden, das lange im Betrieb war und heute noch gemeinhin als „Hütt“ bezeichnet wird. — Es umfaßte die zur Alaunbereitung notwendigen Vorrichtungen: Gelände für die gerösteten Alaunerze, Vorrichtungen für Herbeischaffung des Laugenwassers, Laugenkästen und Kohlaugeanlagen, Stedehaus mit Bleispfannen, Kühlkästen, Mutter- und Waschlaugeanlagen, Wachsspfannen, Kristallstergewölbe mit Wachsgefäßen. (Alaun-Wachs war der kristallisierte Alaun, der in den Handel kam), Trockenhöfen und Magazine mit Vorratskammern.

Es wurden ungeheure Mengen von Schiefer gebrannt. Die rötlich ausgeglühten Rückstände reichten sich in großen Halben weit hinunter ins Gölschtal. Der größte Teil dieser ausgebrannten Schiefer hat im Laufe der vergangenen Jahrzehnte die verschiedenste Verwendung gefunden.



Röstbühnen im Alaunwerk.

Welche Menge von Schiefergestein gleichzeitig gebrannt wurden, zeigen zwei erhaltene Röstbühnen. Sie dürften die letzten erhaltenen Röstbühnen aller ehemaligen Alaunwerke sein. Man sollte sie mit den übrigen Anlagen des alten Werkes vor dem Abbruche bewahren und das gesamte Alaunwerk als Heimatschutzgebiet erklären.

Der hiesige Alaun war eine der besten Sorten. Er wurde daher gern gekauft und als Beizmittel in Färbereien, Druckereien und Gerbereien, als Konservierungsmittel und Heilmittel verwendet.

Produktion und Belegschaft des Werkes waren trotzdem schwankend. Im Jahre 1756 waren 11 Mann im äußeren Betrieb beschäftigt, 1763 arbeiteten 24 Mann in der Siedehütte und 16 Arbeiter als Erzförderer. — Im Jahre 1822 war das Werk mit 12 bis 17 Mann, in den letzten Jahren bis 1827 mit 20 Mann belegt.

Die durchschnittliche Jahresproduktion betrug gegen 400 Zentner Alaun. Nach bergamtlichen Angaben wurden an Alaun gesotten:

1691—1725	10539 $\frac{1}{2}$	Ztr.	1803	295 $\frac{7}{8}$	Ztr.
1766	415	"	1804	355 $\frac{1}{2}$	"
1770	500	"	1810	353 $\frac{1}{4}$	"
1784	310	"	1811	341 $\frac{3}{4}$	"
1785	350	"	1812	254 $\frac{1}{4}$	"
1786	372 $\frac{1}{2}$	"	1813	113	"
1787	354 $\frac{1}{2}$	"	1814	189	"
1788	363	"	1815	176	"
1789	323 $\frac{1}{2}$	"	1816	137 $\frac{1}{4}$	"
1790	452	"	1817	183 $\frac{1}{4}$	"
1791	523	"	1818	169 $\frac{3}{4}$	"
1792	479 $\frac{1}{4}$	"	1819	265	"
1793	463 $\frac{1}{2}$	"	1820	398	"
1794	420 $\frac{1}{4}$	"	1821	287 $\frac{1}{2}$	"
1797	367 $\frac{1}{4}$	"	1822	193 $\frac{1}{2}$	"
1798	249	"	1823	257 $\frac{3}{4}$	"
1799	330	"	1824	303 $\frac{1}{2}$	"
1800	369	"	1825	264 $\frac{1}{2}$	"
1801	302 $\frac{1}{3}$	"	1826	Auflösung d. W.	
1802	339 $\frac{1}{2}$	"			

Nach nur lückenhaften überlieferten Berechnungen in der „Schneeberger Bergrevierrechnungs Expedition“, weshalb die Jahre, von denen die einzelnen Angaben fehlen, unberücksichtigt blieben.*)

In den letzten 6 Jahren, von 1821—1827, wurden folgende Sude vorgenommen:

1820	130	Rohsude,	130	Mehlsude,	14	Bauter	und	9	Wachsude
1821	146	"	148	"	16	"	"	6	"
1822	102	"	98	"	9	"	"	4	"
1823	135	"	130	"	14	"	"	6	"
1824	180	"	178	"	13	"	"	7	"
1825	162	"	157	"	14	"	"	5	"

Die gute Qualität hielt den Alaun immer etwas höher im Preise als etwa die Alaun-Sorten von Plauen und Zeulenroda. — Im Jahre 1753 kostete 1 Zentner Alaun 5 $\frac{1}{2}$ Taler, 1756 wurde 1 Zentner mit 6 $\frac{1}{4}$ Talern, 1764 mit 9 Talern 16 Groschen, 1765 mit 10 Talern 6 Groschen, 1801 mit 10 Talern 16 Groschen und 1806 mit 9 Talern und 16 Groschen bezahlt. In den letzten Betriebsjahren bis 1827 schwankte der Preis zwischen 6 $\frac{1}{2}$ und 10 $\frac{1}{2}$ Talern. —

*) R. Schurig, Beitr. zur Gesch. des Bergb. im sächs. Vogtl. S. 54 ff.

Den meisten Absatz übernahmen die inländischen Färber. Aufsicht und Vertrieb lag in den Händen des Bergmeisters zu Voigtsberg.

Der Reingewinn des Werkes betrug: *)

1784 =	203	Taler	7	Gr.	9	Pf.
1785 =	509	"	6	"	2	"
1786 =	268	"	10	"	6	"
1787 =	75	"	23	"	2	"
1788 =	567	"	7	"	7 ³ / ₄	"
1789 =	329	"	9	"	3 ¹ / ₂	"
1792 =	885	"	5	"	6	"
1793 =	1252	"	21	"	10 ¹ / ₄	"
1794 =	589	"	2	"	10	"
1797 =	895	"	10	"	4 ³ / ₄	"
1800 =	773	"	2	"	8 ¹ / ₂	"
1804 =	104	"	11	"	5	"

Abbau und Ertrag des Alaunwerkes beleuchten ferner einige Grubenberichte über das Werk.

Ein Grubenbericht vom 21. Februar 1727 enthält: „Es stehen die schwarzen Schiefer noch auf der Sohle in die Tiefe nieder, daß kein Zweifel ist, es möchte auf diesem Werke noch lange Zeit gebaut werden können, sintemal zur Zeit vom Tage nieder nur 4—5 Lachter tief gebaut ist, und ein Stollen bereits herangeritten ist, welcher noch 1 Lachter unter die Sohle einbringt, wodurch die Wasser geführt werden.“

Der Grubenbericht vom Jahre 1755 lautet: „Die Erze brechen stockweise und sind Gott sei Dank sehr schön im Anbruche.“ Nach demselben Berichte befanden sich in der Hütte zwei bleierne Siedepfannen 6'6" (1 Fuß = 0,31 m) breit, 9'5" lang, 2'8" hoch und $\frac{3}{4}$ —1" dick, ferner eine Wachsplatte von Blei 4'5" breit, 6'1" lang, 2'7" hoch und $\frac{3}{4}$ " dick.“

Im Jahre 1763 klagte man über die festen Schiefer, die zwar reichhaltig, aber mit schweren Kosten zu gewinnen wären und viel Stahl und Eisen nebst Pulver zum Sprengen erfordern.

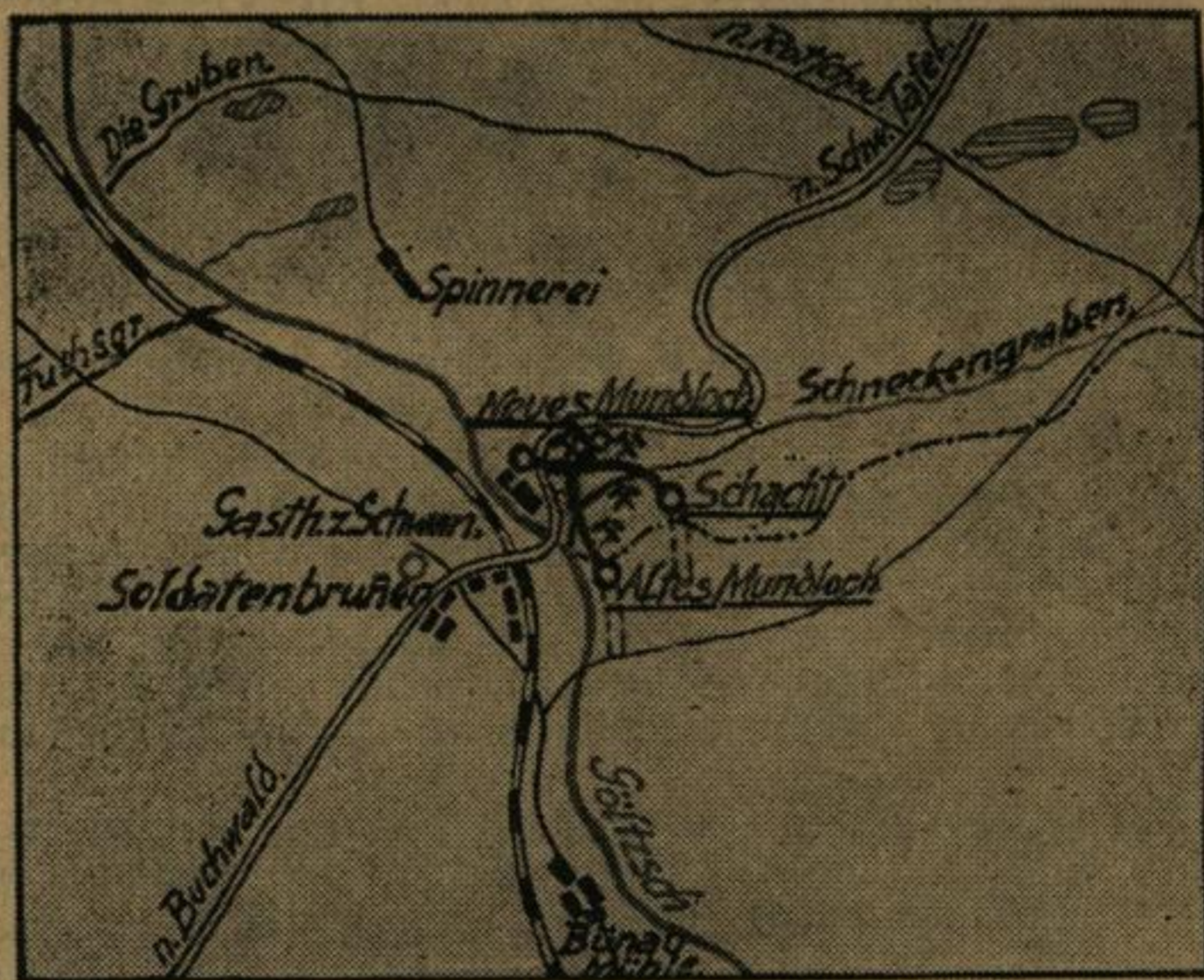
Im folgenden Jahre 1764 berichtet der Bergmeister Dehlschlägel, daß es im Werke an guten Anstalten und aktiven Vorstehern mangle, sonst würde mit schönem Ueberfluß gebauet werden können, zumal der Alaun zu den feinsten Farben mit gutem Nutzen zu gebrauchen sei.

Ein Grubenbericht von 1769 führt an, daß der Abbau nicht recht ergiebig sei. Er stellt fest: „Die Erzarbeiter haben die nötigen Schiefer gefördert, welche aber fest und arm in Lauche sind und aller Mühe ohngeachtet, ist noch kein reicher Schiefer erbrochen worden, weil man wegen der vielen Masse nicht in die Teuffe, wo solche besser stehen, hat arbeiten können.“

Im Jahre 1815 wird berichtet, daß das Fortbestehen des Alaunwerkes infolge hoher Unkosten gefährdet sei. Das Werk sei nur im Betriebe zu erhalten, wenn ein umfassender, sachkundiger Abbau erfolge. Dazu sei die Anstellung einer größeren Anzahl tüchtiger Arbeiter erforderlich. (R. Schurig.)

*) R. Schurig (S. 89, 90.)

Hierzu treten Urteile verschiedener Fachgelehrter.*) — Charpentier schreibt in seinem 1778 erschienenen Werke: „Mineralog. Geographie Kursachsens: An der nördlichen Seite der Böhlsch, eine ½ Stunde vor Mylau und eine Stunde von Reichenbach, ist der Schiefer alaanartig, und man hat hier ehemals, da er dem ersten Ansehen nach eine Aehnlichkeit mit Steinkohlen hat, nach Steinkohlen gegraben. Seit hundert Jahren ist daselbst ein Alaunwerk im Umtrieb.“



Schächte und Stollen des Alaunwerkes.

Hofrat von Struve berichtet unter Greiz am 20. Februar 1806: „Der Alaunschiefer und die dazu gehörige Alaunsiederei sind eine kleine Stunde südöstlich von dem kursächsischen Städtchen Reichenbach entfernt, dicht an der Straße nach Plauen, da, wo sich die Chaussee ins Tal senkt. Man wird hier sogleich linker Hand den großen, tief ausgehauenen Bruch gewahr, der wegen seiner dunkelschwarzen Farbe und den hohen von beiden Seiten des Weges aufgetürmten Halben der Werkstätte des Vulkans gleich; der verbreitete Schwefeldampf und der dicke, von den angebrannten Alaunerzen aufsteigende Dampf vermehrt die Täuschung und kontrastiert sonderbar mit dem Tannenwalde, der ihn rings umgibt. Dieses Werk besteht schon seit 1694, also seit 112 Jahren. Es ist ein Tagebau, d. h. es wird wie ein Steinbruch betrieben. Jetzt setzt es einige 20 Menschen in Tätigkeit, der Ertrag aber ist sehr gering, indem der Preis des Holzes und des Arbeitslohnes sehr gestiegen und die reichhaltigsten Erze bereits gewonnen sind. Es trug ehemals 1000 bis 1200 Taler reinen Gewinn; der Preis des Alauns beträgt gegenwärtig 9 Taler 16 Gr. pro Zentner.“ —

Berghauptmann Freiesleben bemerkt über den Alaunschiefer und die Alaunsiederei im Jahre 1830: „Das ausgezeichnetste und wichtigste Vorkommen des sächsischen Alaunschiefers ist aus dem zur Grauwackenformation ge-

*) Reichenb. Tagebl. u. Anz. 1914. Nr. 92.

hörigen Urtonschiefer des Vogtlandes bekannt, und hier wieder vorzüglich am nördlichen Gehänge der Gölzsch zwischen Reichenbach und Plauen bei Simbach und Mylau. Der dasige Alaunschiefer ist meist gräulichschwarz, oft sehr dunkel, was dadurch noch mehr gehoben wird, daß er mit Lagen von weißem Quarz durchzogen ist. Er enthält überhaupt einen beträchtlichen Anteil Kohlenstoff und färbt daher mitunter ab. Seltener ist er von grauen, gelblichen und grünlichen Farben, je nachdem Erden- und Eisengehalt ihn nüancieren. Den grauen, festen und harten hielt man für den besten. Der schwarze, gemeine, sowohl als glänzender, ist oft sehr bunt angelassen. Der schwarze, gemeine Alaunschiefer kommt theils ausgezeichnet gerad-, theils sehr groß wellenförmig frummschiefrig vor. Der glänzende, eisen-schwarze scheint meist dünn-schiefrig zu sein. Die grauen und grünlichen schwarzgefleckten Abänderungen liegen öfter auch ungeschichtet, in großen, dichten Partien nesterweise in dem schwarzen Schiefer. Selten ist das Vorkommen in Kugeln, desto allgemeiner dagegen eine starke, unbestimmte und unregelmäßige Zerklüftung.“ —

Als erste Besitzer des Alaunwerkes werden die Herren Reinhold und Schubarth genannt. Unter ihnen erwarb Paul Döring aus Reichenbach am 9. Juli 1691 die landesherrliche Genehmigung zum Abbau des neugefundenen Minerals. Frohgemut ging es an das Tagewerk. Bergkundige Arbeiter drangen tief in den schwarzen Schiefer ein. Röstbühnen entstanden, Galden erhoben sich, und schwarze Dampfwolken zeugten weithin von menschlicher Regsamkeit, während aus zwei Stollen, aus einem alten und neuen Schacht, schwarze Schiefer zu Tage gefördert wurden. — Der gewonnene Alaun war gut, der Absatz an Färber und Weißgerber zufriedenstellend. Hatte man doch in den ersten Jahrzehnten von 1691 bis 1724 an 1053½ Zentner besten Alaun gesotten und verkauft.

Doch die Verhältnisse änderten sich. Schon unter den nächsten Besitzern, Paul Müller und Johann Malß, hatte das Werk mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Döringsche Gewerkschaft bat daher im Bergamt zu Voigtsberg um Gewährung von Bergfreiheiten, darunter die Befreiung von dem „Zwanzigsten“,*) der von 1699 an bis 1705 auch nicht mehr entrichtet wurde und bis auf 1200 Taler angewachsen war. Das Bergamt forderte wiederholt den rückständigen Betrag, da „das Werk im Betrieb gewesen wäre und seine Anlagen erweitert habe.“ —

Die rege Tätigkeit führte dazu, vom Jahre 1703 an Bier auszuschänken, zunächst an die Arbeiter im Alaunwerk, später auch an Gäste, die im einfachen Berghaus zu Rast und Ruh sich niederließen. Nach Jahren dieser Einführung wandte sich die Braukommune in Reichenbach 1714 beschwerdeführend an das Bergamt zu Voigtsberg, daß das Werk, als Eigentum Reichenbacher Bürger, lediglich in Reichenbach gebraute Biere zu verkaufen habe, nicht aber „fremde“ Biere, insbesondere keine Getränke aus Mylau, auf denen nur die halbe Tranksteuer und Accis zu entrichten sei, was ja letzten Endes auch nicht im Interesse des Staates liegen würde. Das Bergamt stellte fest, daß Biere aus Neßschau, Bengensfeld, Treuen, Neumark und Mylau nicht als „fremde“, aus-

*) Steuer.

ländische zu betrachten und in Folge ihrer nahen Lage zu dem Werke zum Ausschank berechtigt seien. Dagegen sei der Bierverkauf ohne Konzession mit 20 Talern Strafe zu belegen.

Im Jahre 1719 kaufte der Reichenbacher Handelsmann Johann Malß das Alaunwerk für 3100 Taler. Dem Bergamt zu Voigtsberg verpflichtete er sich zunächst auf drei Jahre, den Zwanzigsten zu entrichten; denn die Abgabe des Zwanzigsten war von jeher eine schwere Belastung für den Betrieb. Nach Streitsachen, u. a. auch mit den Herren von Hühnefeld auf Christgrün wegen neuer Mutungen, hat Malß, nachdem er im Jahre 1722 noch 296 Ztr. Alaun abgewogen und von ihnen den Zwanzigsten für 1475 Ztr. (à Ztr. zu 5 Taler 2 Gr. Verkaufspreis) bezahlt hatte, den Pachtvertrag des „Zwanzigsten“ gekündigt und damit die Stilllegung des Werkes angemeldet. (S.-St.-A. Dr. N. 644 Voc. 36 079.)

Die Verschuldung durch den Zwanzigsten, rückständige Lohngehälter und Verzinsung der im Werke angelegten Kapitalien betrug 1724 zusammen 4150 Taler. Die Hauptgläubiger waren Dörings Nachkommen und unter ihnen Archidiaconus Gottfr. Müller in Dresden. Es folgte ein jahrelanger Streit um Regelung der Schulden und die Möglichkeiten, das Werk weiterzuführen.

An der Alaunerzeugung waren im besonderen die Färber und Bleicher in Reichenbach, Mylau, Neuschkau und Lengensfeld interessiert, deren Bedarf man nicht durch „böhmischen Alaun“ zu decken wünschte. Aber alle Anregungen und Bemühungen blieben ohne Erfolg. Im Jahre 1725 wurde die Arbeit eingestellt. (S.-St.-A. Dr. Nr. 2842. Voc. 36 172).

Am 11. Mai 1725 sandte der Bergmeister Adam Raidei in Voigtsberg den Gutmann Hans Reinhardt zur weiteren Aufsichtsführung für 1 Taler 6 Groschen Wochenlohn ins Alaunwerk. Als hierauf Dörings Erben das Alaunwerk für 1000 Taler frei gaben, wurde es zum Verkaufe angeboten. Aber es wollte sich für 1000 Taler Kaufpreis kein Käufer finden, trotzdem noch viel Alaun vorhanden war, dem Werke Bergfreiheiten gewährt wurden, indem 4—5 Meilen im Umkreis kein ähnliches Werk entstehen durfte dem Betrieb die Konzession zustand, aus dem Flößholz der Göblsch jährlich 300 Klafter zu ermäßigtem Preise Holz zu entnehmen, ferner zur Erhaltung des Werkes noch wertvolles Material zur Verfügung stand, darunter:

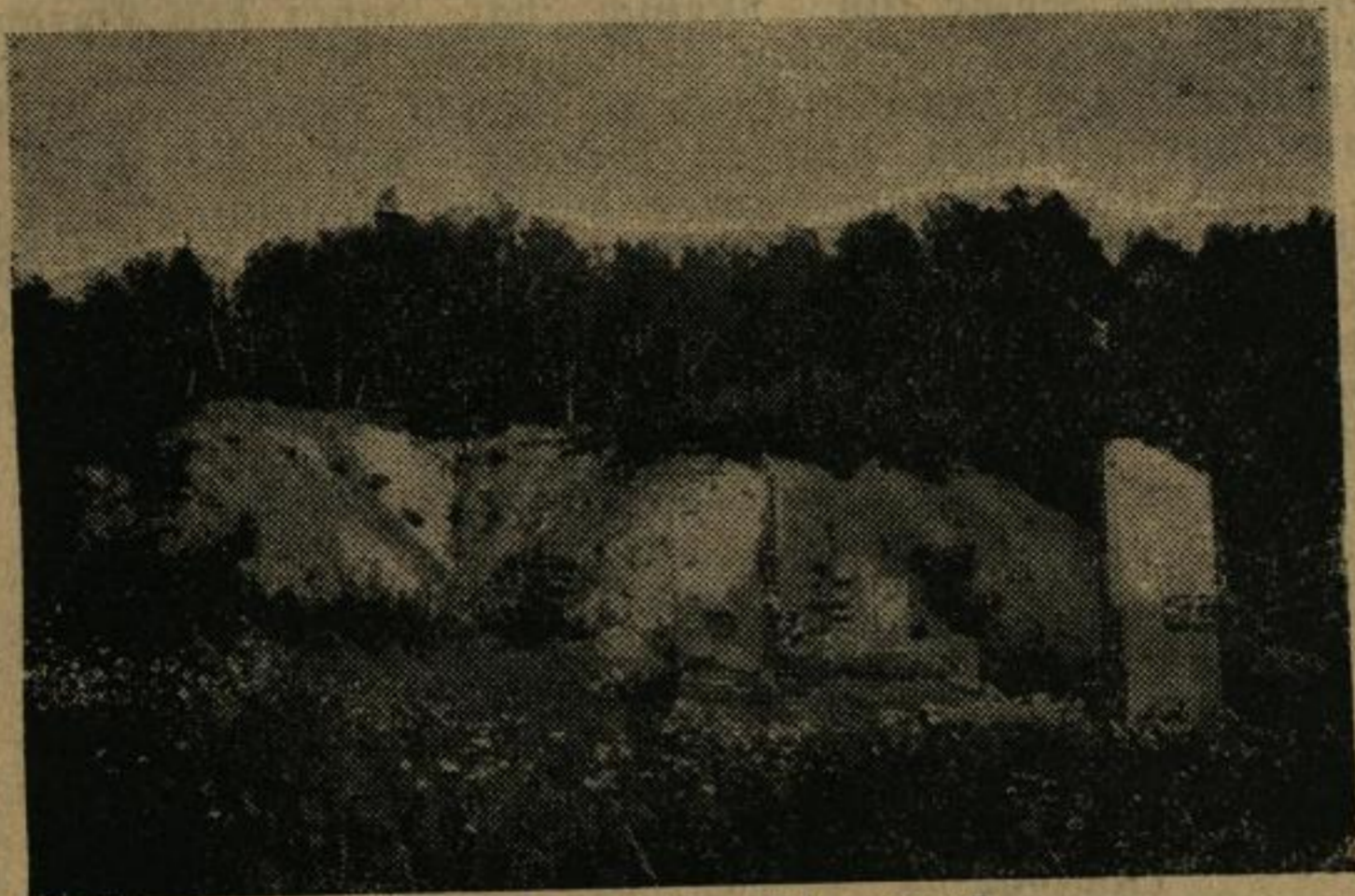
1 große bleierne Pfanne zu 50 Ztr.	=	250 Taler,
1 große bleierne Pfanne zu 50 Ztr.	=	250 Taler,
1 kleinere bleierne Pfanne zu 30 Ztr.	=	150 Taler,
Eisen und Geräte	=	508 Taler,
Alaun	=	1200 Taler,
(Ba. Bb. N. 604, Vol. II. S. 55.)		<u>2358 Taler.</u>

Am 16. Februar 1728 veröffentlichte die Leipziger Postzeitung folgende Verkaufsbedingungen: „Das Alaunwerk samt allen Pertinenten (Zubehör), auch Inventarien-Stücken und was sonst zum Umtriebe dergleichen Werke erfordert werden mag, soll demjenigen, welcher das höchste Gebot, so

über 1000 Taler sein muß, vor der Berg-Amts-Stube zu Voigtsberg, ingleichen auf dem Rathause zu Reichenbach thut, zugeschlagen werden.“ —

Zu dem Verkaufe schrieb Bergmeister Adam Raidel zu Voigtsberg am 10. Juli 1728: „Nun das Alaunwerk an der Gölzsch über 3 Jahre ungebaut gestanden hat, ist es an der Zeit, dasselbe wieder zur Gangbarkeit zu bringen. Dies wünsche die hohe Landesherrschaft als auch die Nothdurft des Publikums. Zudem stehe das Werk zu billigem Preise, besitze gute Alaunschätze, viel Inventar, Hüttengebäude und das Recht, aus der Gölzsch jährlich 300 Klafter Flößholz für 1½ Taler pro Klafter zu entnehmen.“

(Ba. Bb. N. 604. Vol. II. S. 116).



Grubenwand im Alaunwerk.

Indessen setzten die Erben des verstorbenen Müllers nach langen rechtlichen und finanziellen Auseinandersetzungen mit dem „Wohledlen, Großachtbaren, Bergwerks-Wohlerfahrenen Herrn Adam Raiderl, Sr. Königl. Maj. in Polen und Churfürstl. Durchl. zu Sachsen Wohlbestalteten Bergmeister in Voigtsberg“ das Alaunwerk selbst wieder in Gang. Am 4. August 1729 wurde ihnen der Abbau erneut bestätigt.

K. Schurig schreibt: „In dieser Zeit bestanden nahe beieinander 6 Gruben, „Segen Gottes“, „Gottes Hülfe“, „Gute Hoffnung“, „Wags“, „Frisch daran“ und „Hülfe des Herrn“. In den Gruben und Galden erstand neues Leben und Treiben, und bereits 1 Jahr später, bis zum 9. Januar 1730, hatte man wieder 293½ Ztr. Alaun gesotten und den Zentner für 6 Taler verkauft.“

Das Unternehmen fand bei dem Kammerherrn Karl von Mexsch auf Reichenbach, Friesen und Brunn reges Interesse. Im Jahre 1738 entschloß er sich, das Alaunwerk für 2700 Taler käuflich zu erwerben. Die Schieferbrüche, Stollen und Werkanlagen waren in schlechtem Zustande. Er mußte daher erst 180 Taler verbauen, ehe er zu umfassendem Abbau schreiten konnte. Trotz der Ungunst der Zeit, als von Böhmen, Preußen, ja auch vom Auslande her Alaune zu billigen Preisen geliefert wurden, sollte das heimische Alaunwerk nicht zum Erliegen kommen. Ein neues

Abbauebiet vom Alaunwerk zur Bünaumühle hin sollte gleichfalls dazu beitragen, das Werk „zum besten Umtriebe zu bringen“. Die Eigentümer der Bünaumühle, die Herren von Hühnefeld auf Christgrün, versagten aber Carl Meisch das Bergrecht auf ihrem Grund und Boden. Es entspann sich hieraus ein längerer Rechtsstreit in Voigtsberg, in dem Meisch immer wieder darauf hinwies, daß nach dem Bergrecht „jeder Eigentümer bei Erfordernis des Bergbaues das Notwendige abzugeben verbunden sei“.

Um durch Tagesbau die Feld- und Wiesenwirtschaft des Herrn von Hühnefeld nicht zu schädigen, senkte man Stollen in der Richtung des neuen Abbauebietes.

Auch der Staat sollte zur Förderung des neuen Umtriebes das Seine tun. Meisch bat daher das Bergamt, den Zwanzigsten fernerhin nicht mit Gelde, sondern in Naturalien von Alaun begleichen zu dürfen. Hierauf wurde ihm vom churfürstlichen Amt in Dresden der Zwanzigste auf 4 Jahre ganz erlassen, unter der Voraussetzung, daß bei besserem Umsatze der volle Zwanzigste wieder zu entrichten sei. Aus den „Voigtsbergischen Jahresrechnungen“ geht dann auch hervor, daß dies in den spätern Jahren wieder geschehen ist; denn von 1751 bis 1763 wurden für diese Steuer entrichtet:

1751 =	62 Taler	23 Gr.	2 Pfg.
1752 =	93	5	5
1753 =	100	15	7 $\frac{1}{4}$
1754 =	106	16	5 $\frac{1}{2}$
1755 =	74	22	6
1756 =	—	—	—
1757 =	24	—	—
1758 =	4	—	—
1759—62 =	—	—	—
1763 =	15	4	9 $\frac{1}{2}$

(S.-St.-A. Dr. N. 2842 S. 22, Loc. 36 172.)

In den Kriegsjahren des 7jährigen Krieges (1756—1763) hat der Abbau, wie aus der Steuerzahlung zu ersehen ist, fast ganz geruht.

Nach dem Kammerherrn von Meisch ging das Alaunwerk an den Freiherrn von Gartenberg über, der es bald darauf, 1765, dem Staate überließ, um hierauf als Pächter des staatlichen Betriebes dem Abbau weiterhin vorzustehen. — So ging das Werk nach langer privater Bewirtschaftung an den Staat über, der es bis 1827 im Betriebe erhielt.

Bei der Uebernahme in den Staatsbesitz wurde ein Grubenbericht, eine Bestandsaufnahme und die Einsendung der auf das Alaunwerk bezugnehmenden Akten vom Oberbergamt zu Freiberg nach Dresden gefordert.

Im Grubenbericht stellte der Bergmeister Dehlschlägel fest, „das Werk befindet sich im guten Abbau, weil der einzige Alaunmeister Salomo Salamon geschickt und fleißig ist, obichon der alte Faktor Jahn vieles verabsäumte. Zudem müßte eine Menage*) verlangt werden, weil das Gezähe (Werkzeug) zum Ausschmieden $\frac{1}{4}$ St. weit nach Reichenbach geschickt werden müßte. Im vorigen Jahre wären nicht mehr als 120 Ztr. Alaun gesotten worden, woran ledig-

*) Vergütung.

lich der entwichene Faktor Wiedeberg schuld sei. Bei ordentlichem Betriebe wären jährlich 300 bis 400 Ztr. Alaun zu gewinnen. Sodann würde das Werk, dem es bisher nur an guten Anstalten und aktiven Vorstehern mangelte, mit schönem Ueberschuß bauen können."

An Betriebsgebäuden waren vorhanden: Ein baufälliges Bergmannswohnhaus, eine Hütte mit 2 Siedepfannen, eine Wachspfanne, ein Plumpenkasten, eine Niederlage, worinnen die Alaune ausgeschlagen, getrocknet und gewogen wurden, ein kleines Huthaus mit Stübchen und Boden.

An Grubengebäuden gehörte zum Werk ein großer Bruch, aus dem 36 bis 40 Ellen niedergebaut wurde, daneben lagen die Abraumberge der ausgebrannten Schiefer, hieran reihte sich ein Bruch, „in dem gegen Mittag getrieben wurde, wo die Schiefer ziemlich feste wurden.“ — Am Bruche befanden sich 12 gut erhaltene Lauche- und Vorratskästen.

Das Werk war 1765 belegt mit: 1 Faktor, 1 Alaunmeister, 2 Schürern, 8 Lauche-Knechten, 5 Erzarbeitern und 12 Karrenläufern, die in einfacher Wohn- und Arbeitsweise ihr Bergmannsleben führten. Im Jahre 1815 wurde vom Bergamt Voigtsberg noch folgende Lohnstaffel festgesetzt: Häuer und Hüttenarbeiter pro Woche 1 Taler 12 Groschen, Siedemeister 2 Taler 4 Groschen, Steiger 2 Taler 8 Groschen. In diesen Lohnsätzen war eine Erhöhung gegen die bis dahin gültig gewesenen mit inbegriffen.

In der Wohnstube des im Werke gelegenen Bergmannshauses stand eine schlichte Tafel, ein einfacher Kachelofen mit einer blechernen Bratröhre und ein eiserner Ofen. An den Wänden zogen sich hölzerne Bänke hin, neben der Bettstatt schmückte ein Eckbrett mit frommen Figuren das Heim des Bergmannes. In einer darüber gelegenen, „oberen Stube“ begegnete man derselben Schlichtheit. Ein Tisch, 6 Stühle, 1 blecherner Windofen, 1 alte Bibel in Folio und eine Bettstatt füllten den Wohnraum.

In der Arbeitshütte lagen zwei bleierne Siedepfannen, jede zu 3 Ellen 18 Zoll lang, 2 Ellen 15 Zoll breit, $\frac{1}{2}$ Zoll dick und 1 Elle 6 Zoll hoch, — eine Wachspfanne 2 Ellen 1 Zoll breit, 3 Ellen lang und 1 Elle 7 Zoll hoch. An sonstigen Geräten waren vorhanden: Wachsfässer, Ofengabeln, 1 eiserner Leuchter, Schnitzbank und -Messer, Waschröge, Fässer u. a.

Die Niederlage barg: 1 Kasten zum Bodensalz, 1 Waage mit eisernen Gewichten von 1 Zentner, 1 Schleifstein, 1 Schlaguhr mit metallener Glocke, 1 Maßviertel und mehrere Hütten-Scheffel.

An Gezüge und Geräten wurden verzeichnet: 18 Schaufeln, 15 Keilhauen, 4 Schlagfeustel, 4 Treibfeustel, 2 Bergeisen, 2 Bergkraken, 2 Tragscheffel*), 5 Wasserstüben, 13 Röhren, 1 Gießzange, 6 Pfund Pulver, 1 Eisen für den Gießofen, 1 Saßwaage, 1 Kompaß, 12 Lauchkästen, 1 großer Vorratskasten, 1 Backofen, 2 Gießlöffel, 1 Würfel, 1 Holzkübel, 24 zugeschnittene, ungebohrte Röhren u. a."

An bergkundlichen Akten wurden nach Dresden gesandt:

*) 1 Scheffel = 50 L.

Acta, das von Johann Maß zu Reichenbach 1719 sub
hasta erstandene Alaunwerk, und was Paul Müller und
dessen hinterbliebene Töchter erstritten, de ao 1724.

Acta Paul Dörings, Bürger der Stadt Reichenbach,
gesuchte Concession zu Anrichtung eines Alaunwerkes, de
ao 1691.

Acta, die wegen des Reichenbacher Alaunwerkes in
Vorschlag gebrachte Zehenden Verpachtung und dessen Ent-
richtung, de ao 1723.

Acta des Landkammerrat Karl Meßschens, als Besitzer
des Werkes, gegen den von Hühnesfeld zu Christgrün, wegen
verweigerter Ueberlassung eines zum Alaunwerk benöthig-
ten Stück Feldes, de ao 1738.

Acta, die von Carl Meßschen unterth. gesuchte Be-
freiung des 10. und 20. von seinem Alaunwerke, de ao 1741.

Acta, daß in Zukunft ohne vorherige Berichterstattung
und Resolution keine Muthungen auf Alaun oder Vitriol,
Schiefer und Erden u. dergl. erfolgen dürfen.

Acta die Entweichung des Factors Christian Friedrich
Wiedeberg auf dem Alaunwerk zu Reichenbach, de ao 1763.

(S.-St.-A. Dr. Nr. 2842, S. 24—27. Voc. 36 172.)

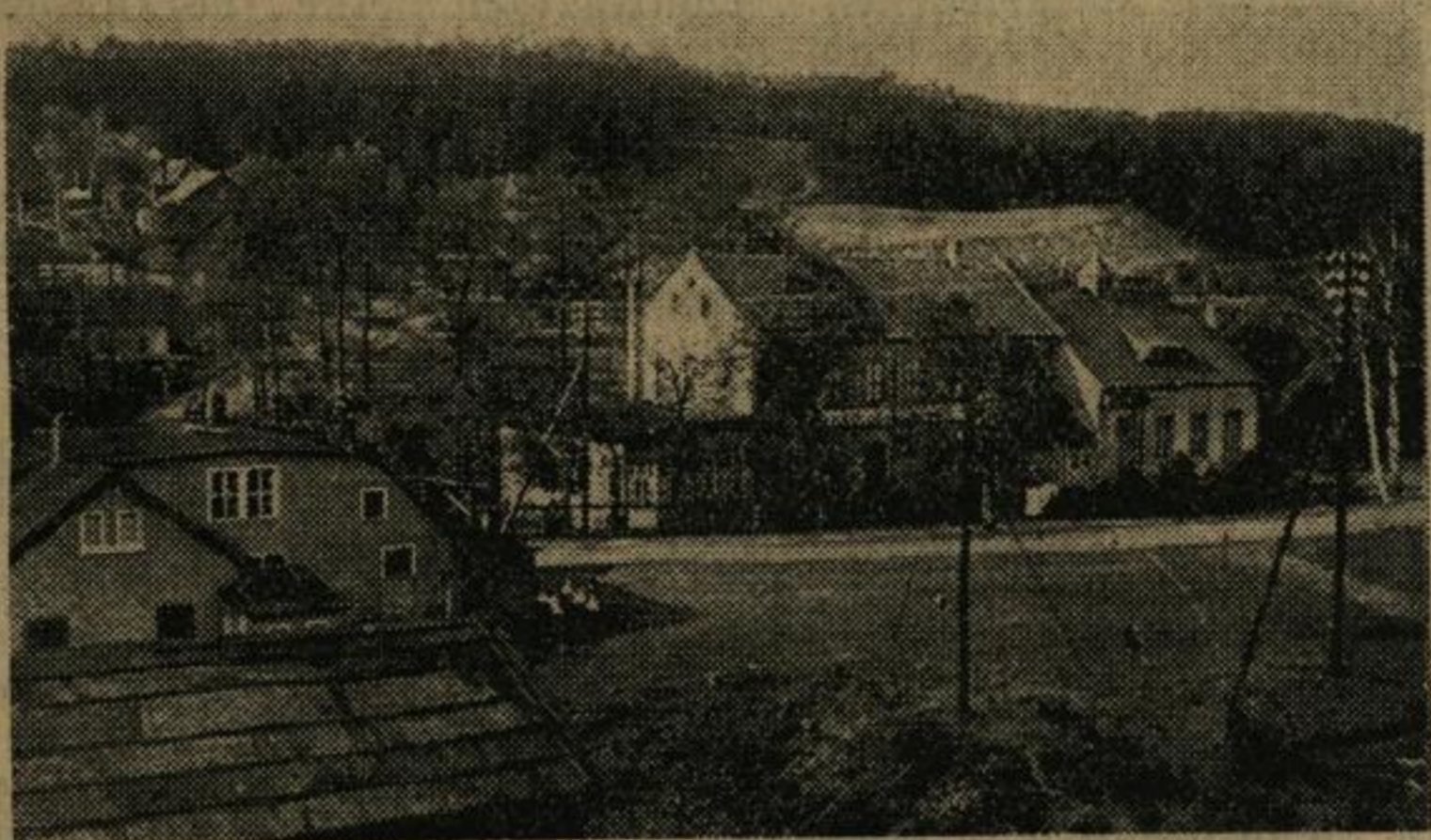
Ein Zeuge festlicher Veranstaltung wurde das Alaun-
werk 1769, als am 26. Januar der Churfürst von Sachsen auf
seiner Rückreise nach Dresden das Alaunwerk berührte. Der
Reichenbacher Chronist C. P. Winkler berichtet hierüber in
seiner „Geschichte der Stadt Reichenbach“: „Am Alaunwerk
standen die Mylauer und Meßschauer Bürger mit Gewehr
und Musik, auf dem Berge die Lengensfelder mit Gewehr,
weiter oben die Dorfleute; dann kamen auf der Schaastrift
die hiesigen Handelsleute mit „grünen Pelzen“ zu Pferde,
weiterhin die hier stehenden Kürassiere. Den Zug nach der
Stadt zu eröffnete der Postmeister mit 20 Postillionen, hier-
auf kamen die Handelsleute, die Offiziere und die Forst-
jäger. In der Altstadt beim Bäcker Groß wartete die Schule
nebst den Geistlichen, wobei Mag. Gottschald eine Ansprache
hielt. Vom Rathhaus herunter ertönte Musik. Nach Ver-
weilen von ½ Stunde im Posthause ging die Reise weiter,
wobei am obern Thore ebenfalls ein Corps Bürger, sowie
auf der Saugemeinde das „Jägercorps“ mit Musik hielt.
Diese haben dreimal Salven gegeben. Weiter hinaus waren
die Dorfbewohner alt und jung in ihren besten Kleidern auf-
gestellt, die Alten mit Tannenbäumen und „Herzen“ an sol-
chen oder an der Brust. Dabei wurde mit allen Glocken ge-
läutet.“

In den folgenden Jahren arbeitete das Werk bei grö-
ßerer und geringerer Produktion ununterbrochen weiter, bis
im Jahre 1799 die Anlage ihre letzte Reparatur erfahren
sollte. Der Pächter Salomon Salomon y verlangte
die Erneuerung der baufälligen Wohn- und Hüttengebäude
und Neugestaltung der alten Siedeöfen, worauf der Staat
zur „besseren Dauer und Ansicht“ der Betriebsanlage 650
Taler zur Verfügung stellte, und gleichzeitig zur Festigung
der nahen Gölzschbrücke 81 Taler 21 Groschen verbauen
ließ. (S.-St.-A. Dr. Nr. 2843, Voc. 36 172).

Die billigere Herstellung der auswärtigen Alaune senk-
ten die Jahresproduktionen und den Reingewinn. Die Un-

ternehmungslust arbeitsfroher Pächter erlahmte. Nach dem Jahre 1800 schwankte der Abbau zwischen guten und auffällig schlechten Erträgen. Hierbei spielten die Wasserverhältnisse eine wichtige Rolle. Mitten durch die Bergwände und Halden rieselte ein frisches Waldbächlein, dessen Quellgebiet oberhalb des Werkes lag und um 1900 von der Stadt Mylau abgebaut und der städtischen Wasserleitung zugeführt wurde. Ein unterirdisch fließendes Wasser soll seinen Ursprung am „Schwarzen Loch“ haben und erst im Wiesengrund, unterhalb der Halden zu Tage treten, eine für unsere Gegend immerhin eigenartige Erscheinung.

Der Staat entschloß sich daher, die Alaunsiederei aufzulösen. Die moderne Alaungewinnung auf künstliche Weise brachte auch das Alaunwerk in Mühlwand zum Erliegen. — Im Jahre 1826 wurde mit der Auflösung begonnen. Die Siedeöfen wurden abgetragen, die Siedepfannen



Gasthof Alaunwerk in Mühlwand.

und das vorhandene Eisen herausgenommen, ein Schmelzofen aus Ziegeln erbaut, dessen Reste heute noch vorhanden sind, und das Pfannenblei in Blöcke geschmolzen. Die dadurch gewonnenen 171 Ztr. reines Blei und 13 Ztr. Bleigefäß, sowie 100 Ztr. Eisen wurden verkauft. — Seitdem gehört die Alaunsiederei in Mühlwand der Vergangenheit an. Sie ist bis heute nicht wieder aufgenommen worden.

Das Alaunwerk und seine gerösteten Gesteine haben in der folgenden Zeit auf andere Weise gedient. Die hohen Steinhalde fanden mancherlei Verwendung. Tausende von Fuhren wurden weggefahren und als Fußweg- und Straßenbeschotterung benützt. Als 1846—1851 die Göltzschtalbrücke erbaut wurde, haben errichtete Sandmühlen ungeheure Mengen des Gesteins gemahlen, um hierauf mit dem Mörtel des Brückenbaues vermengt zu werden. Damals standen gegenüber dem heutigen Gasthof „Alaunwerk“ zwei kleine Fachwerkbauten als Wohnung für Bauleiter des Brückenbaues. Sie wurden später vom Gasthofbesitzer Rahmig erworben und vor Jahren für Wohnzwecke unserer Tage neu aufgebaut. Nach 1870/71 wurde die große, hohe Steinhalde an der Straße gegenüber dem Gasthose abge-

baut und auf den heutigen Stand gebracht. Durch diese Eingriffe und Auswertung der Steine hat sich das äußere Gepräge des Alaunwerkes viel verändert.

Die Halden sanken immer mehr zusammen, bis sie fast ganz verschwanden. An ihrer Stelle entstand ein Talkessel mit ebenem Grunde, auf welchem im Jahre 1914 nochmals industrielles Leben erstehen sollte. — Franz Pessa, der vordem die Mylauer Kiesgrube erschloß und wirtschaftlich ausgewertet hat, gründete in der still gewordenen Alaungrube ein neues Unternehmen, zwar nicht zum Abbau von Alaun, als vielmehr zur Gewinnung von Sand und Farbe. Eine Sandmühle arbeitete am weiteren Abbau des immer noch vorhandenen roten, ausgeglühten Alaunschiefers, der in Mahlwerken zerkleinert und verschiedenen gewerblichen Zwecken zugeführt wurde. Eine Ockerverwertungsanlage diente der Zubereitung der Ockererde.

Als man bei näherer Bodenuntersuchung unter den nach der Gölzsch zu gelegenen Schutthalden eine vorzügliche Schicht Ockererde fand, wurde auch diese abgebaut und verwendet. Der Krieg hat diesem Unternehmen ein Ende gesetzt.

In den schweren Jahren der Nachkriegszeit, als die Inflation alle Wirtschaft störte, lenkte man die Aufmerksamkeit wieder nach dem alten Alaunwerke in Mühlwand. Am 12. August 1922 veröffentlicht das „Reichenbacher Tageblatt“ unter „Bodenschätze in unserer unmittelbaren Nähe“ folgendes: „In den Alaunschieferlagern zwischen der Schwarzen Tafel und Mühlwand hat die hiesige Gegend ein wertvolles Mineral. Am wichtigsten ist der weiche, schwarze Schiefer mit wenig Schwefel- und Kiesel-, aber mit viel Kohlenstoffgehalt. Diese Schieferart kann an Farbwerke verkauft werden. Ferner dürften Eisengießereien Käufer des gemahlenen schwarzen Schiefers werden. Das Mehl ersetzt den Steinkohlenstaub, mit dem die Gußformen innen bestrichen werden. Endlich wird zu versuchen sein, den kohlenreichen Schiefer zur Heizung zu verwenden. Hier gilt es, die geeigneten Feuerungseinrichtungen zu ermitteln, welche die längst bekannte Brennbarkeit des Schiefers zur rechten Geltung kommen läßt. Bei steigenden Kohlenpreisen sind vielleicht solche Versuche durch Mischung des Brandschiefers mit anderem Brennmaterial nicht aussichtslos, zumal der Schiefer in großer Ausdehnung vorhanden ist.“ Die weiteren Ausführungen verweisen auf Schieferöl, Erdwachs und Verwendung des Schiefers in Schwefelsäurefabriken. Es waren Anregungen, denen keine Verwirklichung folgte.

Die schwarzen Schiefer wurden ehemals als schwarze Kreide zum Beschreiben weißer Gegenstände verwendet und zur Gewinnung von Schwarzfarbe in der Schwarzhammermühle und in Schwarzfärbereien benützt.

Zusammenfassend ergibt sich: Das Alaunwerk hat von 1691 bis 1827 mit Unterbrechungen Alaun geliefert und von da an anderer Bestimmung gedient.

Nach der Auflösung der Alaunsiederei kaufte am 26. Oktober 1827 der Fleischhauer Benjamin Rahmig aus Schneidenbach vom Staate den Gasthof für 850 Taler. Er erweiterte das alte Gebäude zu einer freundlichen Einkehrstätte unter dem Namen „Zu den drei Schwänen“. —

Am 14. April 1852 übernahm Johann Friedrich Rahmig den Gasthof mit den Grundstücken, einschließlich der Alaunbrüche, für 2400 Taler. Als das Lokal an der alten Seeres- und Handelsstraße weithin bekannt war, brannte es am 14. März 1853 vollständig nieder.

Rahmig ließ daraufhin die Gaststätte jenseits der Straße unter dem Namen Gasthof „Alaunwerk“ neu errichten. Der Wirtschaftsbetrieb erstreckte sich auch auf Teile des Alaunwerkes. Vom Gasthose aus führte ein steiler Weg auf die nahe, hochragende Halde, auf deren ausichtsreichen Höhe Tische und Bänke standen, die zur Rast und Erholung einluden. An schönen Sonntagen wurden vormittags und nachmittags von der Morgnerschen Kapelle unter Dir. Schaarschmidt aus Treuen Konzerte veranstaltet. Der Wirt schenkte Plauensche, Reischauer und Plohner Biere aus. Eine Omnibusverbindung vom „Hirsch“ Reichenbach bis zum Alaunwerk vermittelte an den Sonntagen zwischen 2 und 4 Uhr und an den Wochentagen nachmittags um 5 Uhr den Verkehr zwischen Stadt und Land für 10 Pfg. für eine Person. Bei der anspruchloseren Zeit jener Jahre fanden solche Veranstaltungen immer frohe Hörer. Nördlich davon war in der Nähe des „Schwarzen Loches“ sogar ein Kegelschub angelegt worden, der gern benützt wurde. Italienische Nächte und Sonntags-Morgenkonzerte riefen Gäste von nah und fern. Um 1860 ging der Brauch zu Ende.

Am 9. Dezember 1861 kaufte Franz Wolf Rahmig in Pfaffengrün den gesamten Wirtschaftsbetrieb mit allen Grundstücken für 7000 Taler, ihm folgte am 27. Juni 1868 Franz Erdmann Rahmig, nach dessen Tod übernahm das Anwesen die Witwe des Verstorbenen, Johanna Christine Rahmig.

Am 18. April 1895 erstand der Brauereibesitzer Wilh. Ed. Georg Biedermann in Mylau in freiwilliger Versteigerung den Gasthof und seine Grundstücke mit den Alaun-schieferbrüchen aus dem Nachlasse der Joh. Christine verheh. Kühnert, verwitwet gewesene Rahmig. — Seitdem gehört der Gasthof und das ehemalige Alaunabbaugebiet der Familie Biedermann, die die Gaststätte in Pacht gibt.

Die Einkehrstätte kann sich heute noch guten Verkehrs erfreuen. Die i. J. 1905 eröffnete Talbahn und die i. J. 1921 erbaute neue Straße Mylau—Bengensfeld haben den Gasthof „Alaunwerk“ der Doffentlichkeit weithin erschlossen.

Viele kehren ein, aber nur wenige lenken ihre Schritte ins nahe Alaunwerk. Der Naturfreund geht an der alten Arbeitsstätte nicht ungeachtet vorüber. Er schreitet andachtsvoll zwischen Bergwänden, Halden und Röstbühnen durch die alte Werkanlage. Eine eigenartige Stimmung empfängt ihn. Ueberall Erinnerungen an vergangene Arbeitsweisen überall Zeugen natur- und kulturgeschichtlichen Entstehens.

Heimatsforscher, Lehrer und Schüler suchen gerne nach Graptolithen, die sich durch ihr weißes Versteinerungsmaterial (Gümbelit) von dem schwarzen Schiefer gut abheben. Man findet sie, wenn man Glück hat, auf frei herumliegenden Schiefeln. Da aber der Bruch schon öfters darnach abgesucht wurde, ist es ratsam, Platten zu spalten. Ich habe immer auf diese und jene Art schöne Exemplare gefunden.

Der heimische Geologe E. Manf schreibt in seinem „Geologischen Wanderbuch für den Greizer Kreis und seine Grenzen“: „Bisher wurden hier an Graptolithen festgestellt: *Monograptus priodon*, *Mon. nudus*, *Mon. proteus*, *Mon. turri-culatus*, *Mon. convolutus* und *Diplograptus palmeus*. Sollte man noch unbekannte Arten finden, so wende man sich an E. Manf in Delsnitz i. B., der als Graptolithenforscher bekannt ist und zur Bestimmung gern bereit sein wird.

Wer noch größere Alaunwerke sehen will, der suche die seit 1914 rühmlichst bekanntesten Feengrotten bei Saalfeld und die Hubertusgrotten bei Fischersdorf, auch in der Nähe dieser Stadt auf. In ihnen sieht man noch rohes Gestein, aber keine Röstbühne mehr. Die Grotten sind berühmt durch ihre bunten, weißen, gelben, braunen und blauen Ausscheidungen von Tonerden und Eisensulfaten an den Felswänden und als eigentümliche Tropfsteingebilde an Decken und Fußboden.

Dieselbe Erscheinung, freilich nur im Kleinen haben wir auch hier in Mühlwand. Auf der südlichen Seite sind Höhlungen von 2—3 m Höhe, und hier tropft fortwährend Wasser von Schicht zu Schicht und bringt allerlei aufgelöste Stoffe mit, die sich dann in den Zwischenräumen der Seitenwände, an der Decke und auf dem Boden zu vielerlei Verbindungen vereinigen, die leider Kindern und unsachkundiger Hand preisgegeben sind. Hier gibt es auch bräunliche, weißliche, grünliche Streifen und Flecke und darum allerlei seltene Mineralien, z. B. Pissophan, Allophan, Eisenvitriol, Federalaun, wohl auch Diadochit und Orthodiadochit. Außerdem findet man in manchen Platten kugelförmige Höhlungen von Haselnuß- bis Hühnereigröße. Daraus sind Phosphoritknollen ausgewittert, die sonst noch, z. B. bei Zeulenroda vollkommen erhalten sind, ein Beweis, daß das Gestein sehr phosphorhaltig ist.“

Der Wanderer verläßt sinnend die Stätte lehrreichen Gedankens. Herabfallendes, raschelndes Laub predigt von Tod und Vergänglichkeit. Goldenes Entfärben schleicht sich durch den Hain, raunt vom Kommen und Gehen, vom Werden und Vergessen sein!

IV a.

Kiesgruben.

Die Geschichte der Kieselager führt an die Schwelle der erdgeschichtlich jüngsten Vergangenheit, die nicht mehr Millionen, sondern nur noch Hunderttausende und am Ende nur noch Tausende von Jahren hinter uns liegt.

Die Erde stand schon eine Ewigkeit im Weltenraume. Da traten Ereignisse ein, die allem Lande den Untergang zu bringen drohten. Es wurde kühler und kälter. In den hohen Gebirgen unseres Nordens und Südens mehrten sich die Gletscher und Schneemassen. Sie drangen zu Tale und schoben sich von den Alpen her bis zur Donau, von Norwegen, Schweden und Finnland her bis zu den deutschen Mittelgebirgen. Ein Panzer aus Eis und Schnee umgürtete das Land im Westen bis England, im Osten bis in das Innere von Rußland, so wie heute noch Grönland mit Eis und Schnee bedeckt ist.

Das war die Eiszeit, die über Europa hereingebrochen war und viele Jahrtausende anhielt. In dieser eisfalten Zeit drang Eis und Schnee auch bis zu unsern erdgebirgischen und vogtländischen Höhen. kamen wärmere Perioden, zogen sich die Eismassen zurück, in kälteren Zeiten drangen sie erneut vor. Man spricht daher von einigen Eiszeiten, über deren Zahl die Meinungen noch auseinandergehen. Sie sind auf Verschiebungen der Klimagürtel zurückzuführen, die sich nur in einer gewissen Gesetzmäßigkeit vollzogen haben können.

Bei dem Vorrücken gegen unser Gebirgsland konnte das Eis nur langsam aufwärtssteigen. Dadurch bekam die Sonne Kraft und Zeit genug, die Macht des Eises zu brechen. Eine neue Zeit brach an. Die Massen begannen zu schmelzen. Quellen öffneten sich. Bäche und Flüsse stürzten zu Tale. Die Elster und die Gölzsch führten in schmutzigen Fluten ungeheure Erd- und Sandmassen nach den Niederungen. Die mitgeführten Steine, Sande und Erden häuften sich. Das schwere Gestein wurde zuerst abgesetzt, das leichtere später, die feinen Sande und Tone wurden am weitesten getragen.

Hier und da entstanden Stauungen und Anschwemmungen. Zu beiden Seiten der Gölzsch und der Elster türmten sich gewaltige Geröll- und Kieselager, die sich zum großen Teile bis heute erhalten haben und dadurch Zeugen jener Eiszeit und ihrer Nachwirkungen geworden sind.

Auch die Kieselager bei Mylau und Neßschau verdanken jener Zeit ihre Entstehung. Der lernfreudige Wanderer findet in den Kiesanlagen Schicht auf Schicht gelagert, Geröll, Kies, feine Sande, Lehm und Ton neben- und aufeinanderliegen. Das gröbere Geröll wurde in wasserreicher Frühlings- und Sommerzeit hierher getragen, feinkörniger Sand und Lehm zur Herbst- und Winterzeit abgelagert, als das Wasser weniger und seine Tragkraft geringer wurde. Die Schichten zeugen so von Sommer- und Winterzeit, von stürmischer Flutenkraft und ruhigem Wasserlaufe des gewaltigen Gölsch-Flusses vergangener Zeiten.



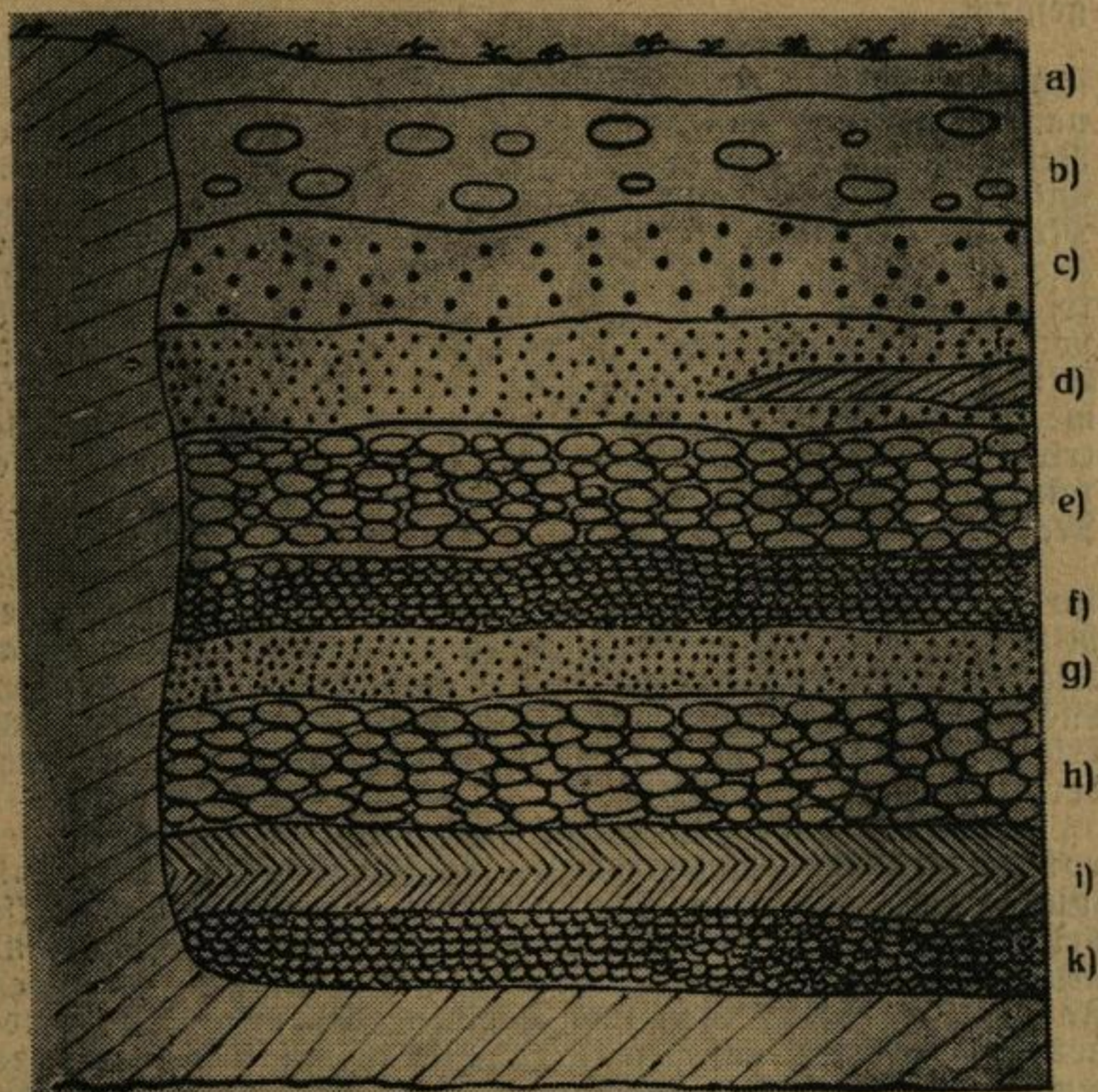
Kiesgrube in Neßschau.

Heute wäre es der Gölsch nicht mehr möglich, so viel Gestein so weit zu transportieren und in solcher Menge anzuschwemmen. Wer ein großes Hochwasser einmal erlebt hat, weiß, daß die Kraft des Wassers unheimlich groß ist, daß mächtige Steine und viel Erdreich talwärts getragen werden, und daß das Wasser auf alle Hindernisse machtvoll einstürmt. Straßen werden aufgewühlt, schwere Gegenstände fortgeschwemmt, Häuser durch Unterspülung zum Einsturz gebracht. Dabei wird das eigene Flußbett stark umgewandelt, entweder in neue Bahnen geleitet oder auf seinem Grunde stark verändert.

Die Tätigkeit des Flusses wechselt eben zwischen Zerstören und Aufbauen, zwischen Einschneiden und Ablagern. — In unermüdlicher Tätigkeit trug die Gölsch jahrein jahraus ab, was ehedem ihre Wasserkraft angeschlemmt und gehäuft hatte. Ihr Flußlauf senkte sich immer tiefer und tiefer in die Erde. Nur die hier und da erhaltenen großen Kieselager kennzeichnen heute noch den ehemaligen Gölschlauf, dessen Ablagerungen hier 40 bis 50 m über der Gölschsohle liegen.

Das Wasser hat von dem großen Kieselager zwischen Neßschau und Mylau ungeheure Mengen fortgeschwemmt. Trotzdem sind die gebliebenen Kieselager noch so mächtig und in ihrem Aufschluß so sehenswert, daß sie schon seit vielen Jahren die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich lenkten. Man kann sie noch so oft besuchen, immer wird man Neues

beobachten können. Am auffälligsten sind die farbigen Lager der Gruben. Sie liegen horizontal übereinander oder nur wenig zueinander geneigt. Man nennt sie, wie schon erwähnt, die „Schichten“ der Kiesgruben. Sie enthalten grobes Geröll, Kies, Lehm und Ockererde. Vereinzelt treten Quarzite, Kieselschiefer, Hornblende und Hornstein auf. Am häufigsten erscheinen die Quarzgerölle, die durch ihre Festigkeit der Verwitterung am meisten widerstanden und auf der weiten Reise bis zu uns am wenigsten gelitten haben, vom Wasser lediglich abgerundet und geglättet wurden,



Profil einer Grubenwand.

a) Bodenschicht, b) ungeschichteter Lehm, c) grober Sand, d) feiner Sand mit aus-
 teilender Tonst. e) grobes Geröll, f) Kies, g) Sand mit Eisenrost verkittet,
 h) grobes Geröll, i) feiner Sand mit versch. Schichtung, k) Kies.

sonst aber den Transport gut überstanden haben. Man findet sie erbsen- bis faustgroß, weniger in Kopfgröße. Ihr Auftreten deutet an, daß die Gölzsch im oberen Vogtlande und anschließendem Erzgebirge durch Gebiete floß, in denen die Verwitterung des Gebirges stark vorgeschritten war und harte Quarzadern sich erhalten hatten, die das Wasser teilte, abrollte und unserer Gegend zutrug. Andere Steine sind unterwegs oder in der Kiesgrube verwittert. — Im allgemeinen treten die feinen Sande zurück, woraus zu schließen ist, daß diese Anschwemmungen zu den oberen Ablagerungen im Flußlauf zu rechnen sind. Feuersteine, nach denen man gerne in Kiesgruben sucht, sind nahe auf freiem Felde gefunden worden.

Beide Kieslager zeigen die charakteristische ockergelbe Farbe, wie sie auch den andern vogtl. Kiesgruben eigen ist. Die obere Schicht ist als verwitterter Tonschiefer durch Eisenlösung stellenweise rot gefärbt, während sonst Gestein und Erdreich mit einer gelben Eisenschicht überzogen bzw. durchdrungen sind. Mitten durch die Schichten ziehen sich in horizontaler Lage braunschwarze Lager hin. In ihnen sind die Anzeichen alter Grundwässer zu erkennen, in denen sich manganhaltiges Eisen niederschlug und die Kiese sich zu Konglomeraten verkitteten und stellenweise schwarz färbten. Hier und da ist die Tonerde sogar weiß gefärbt.

Die gefällige Selbstfärbung und die Härte des Kieses führten zur wirtschaftlichen Auswertung der Kieslager. Als nach der Mitte des 19. Jahrhunderts die nahen Städte Reichenbach, Mylau und Neßschau sich baulich lebhaft entwickelten, wandte man sich nach dem Kieslager auf dem Mühlberg in Mylau (Lambziger Straße) und nach der Kiesablagerung am Rittergut in Neßschau. Im Handbetriebe wurden bis zur Jahrhundertwende 1900 Tausende von Kubikmetern Kies abgegraben und für Bauzwecke, Straßenbeschotterung, Anlagen- und Gartenwege u. a. verwendet. Nach 1900 wurde der Kies mit maschinellem Betriebe abgebaut. Kiesknacker, Walzwerke und Sortierzylinder reinigten und sortierten die Kiese und Sande zu schönem Material.

Die Neßschauer Kiesgrube stand vom Anfang ihrer wirtschaftlichen Auswertung dem Pächter des dortigen Rittergutes zu. Die vergangenen Jahrzehnte haben in das Kieslager tief eingegraben. Eine lange, 3 bis 4 Meter hohe Kieswand gibt einen schönen Grubenausschluß. In der Nachkriegszeit wurde auf der 70 Ar umfassenden Grubenfläche der Kiesabbau eingestellt.

Die Mylauer Kiesgrube hatte seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts mehrere Besitzer. Eine Neugestaltung brachte das Jahr 1908, als der Unternehmer Lefsa neben der bestehenden Grube in unmittelbarer Nähe eine neue Kiesgrube erschloß. Hier herrschte in den folgenden Jahren ein reges Leben und Treiben. Es entstand ein großes Abbaugelände, auf dem i. J. 1912/13 sogar die im Kies eingebettete Ockererde gewonnen und verarbeitet wurde. Die gelbe Erde wurde geschlemmt, getrocknet und zur ockergelben Erdfarbe gemahlen. Andererseits wurde auch gekaufter Grünstein zu Grünerde gemahlen und durch Beimischung basischer Farbstoffe zu verschiedenen Farben, grün, blau, rot u. a. verwandelt, die als Maler- und Maurerfarben in den Handel kamen. Im Jahre 1913 wurde die Aktiengesellschaft „Farb- und Kieswerke A.-G. Neßschau“ gegründet. Das Unternehmen sollte sich aber nicht recht lohnen. Die Ockererde barg zu viel Sand. Ein großer Umsatz blieb aus. Am 13. März 1913 ging die Mylauer Kiesgrube an die Sächsischen Farbenwerke in Cunsdorf über. Die kommenden Kriegsjahre brachten auch diesem Farbwerk Rückschläge. Als sich in den Nachkriegsjahren die finanzielle Lage der Cunsdorfer Farbenwerke immer ungünstiger gestaltete, erwarb die Stadt Mylau im Jahre 1920 die Kiesgrube zurück. Sie errichtete eine eigene Sandbereitungsanlage, in der zur Sommerszeit heute noch der Kies gewonnen wird.

IVb.

Odergruben.

Jahraus, jahrein ruft die deutsche Landschaft: Kommt aus euern dumpfen Gemächern in Gottes freie Natur, laßt Mühe und Sorge daheim, trinkt draußen neue Daseins- und Lebensfreude! Schreitet den Höhen entgegen, weitet den Blick und weist an Stätten geschichtlicher und erdgeschichtlicher Entwicklung, ihr erfahrt reine Freude und schönsten Gewinn, stärkt den Heimatsinn und mehrt die Heimatkennnisse.

Berg und Thal sind nicht von aller Ewigkeit her gewesen. Auch Felsen und Gebirge haben ihre Entstehung, ihr Kommen und Gehen. Dazu bedurfte es aber nicht nur vieler Tausender, sondern Millionen von Jahren. — Man unterscheidet in der Entstehungsgeschichte unserer Erde lange Entwicklungsperioden, die sogenannten Formationen, und spricht ähnlich wie in der Geschichte der Menschheit von einer Urzeit, einem Altertum, einem Mittelalter und einer Neuzeit der Erde.

Unser heimischer Boden gehört vornehmlich dem Altertum der Erdgeschichte an. Seine Entstehung führt viele Millionen von Jahren in die graue Vergangenheit zurück. In jener Zeit gab es noch keine Berge und Täler und all das, was uns heute romantisch und herrlich erscheint. Das lag alles noch tief im Erdschoß geborgen. Erst nach unendlich langen Zeiten erkaltete und erhärtete die glutflüssige Masse der Erde zum festen Gestein. Als die Abkühlung beendet war, strömten aus der mit Wasserdampf gefüllten Luft mächtige Regengüsse zur Erde nieder. Das Meer entstand. Kaum hatte es sich über das Land ergossen, als auch schon sein vernichtender Kampf gegen das Gestein begann. Mit ungeheurer Kraft zermalmte es den harten Boden, löste ihn auf und schuf dadurch ein neues, weiches Land aus feinem Schlamm und Sand, das weite Gebiete bedeckte. Während das Meer noch tobte und brauste, sammelte sich in seiner Tiefe Schicht auf Schicht, Sand und Schlamm zu einer weichen Masse, die durch den Druck des daraufliegenden Wassers in Jahrtausenden zu festem Schichtgestein gepreßt wurde.

In hiesiger Gegend hat das Schichtgestein den Schiefer gebildet. Er ist nicht überall gleichmäßig verteilt und von gleicher Art. Zudem reiht er sich stellenweise an Gesteinsmassen, die nicht durch das Wasser, sondern durch die Tätigkeit des Feuers entstanden sind.

Die Erdoberfläche hat in ihrer Entwicklung mancherlei Wandlungen erfahren. Der Boden sank an Stellen ein, an anderen hob er sich mächtig empor. Verwerfungen und Pressungen, Hebungen und Spaltungen haben das ursprüngliche Landschaftsbild häufig verändert. Nicht selten drangen flüssige Gesteinsmassen des Erdinnern durch das Schichtgestein an die Erdoberfläche, wo sie zu hartem oder tuffartigem Gestein erstarrten. Im unteren Gölzschgebiet schuf des Feuers Macht die vorspringenden Kuppen und Felsen, die als Grünsteinmassen der Landschaft heute noch ein eigenartiges Gepräge verleihen.



Ockergrube in Gunsdorf.

So hart aber auch die Felsen sein mochten, Sonnenbrand und Kälte, Wind und Wetter haben sie abgetragen. Der Schiefer zerfiel sich. Die weicheren Grünsteine gingen in Feldspat, Kalk, Augit und Chlorit über. Hierauf löste sauerstoffhaltiges Wasser das im Augit und Chlorit enthaltene Eisen, das, frei geworden, sich mit Sauerstoff verband und eine gelbliche Substanz bildete, die in das erhaltene Gestein eindrang und nach dessen Verwitterung eine weiche, goldgelbe Erde schuf, die wir „Ockererde“ nennen und in unserer Landschaft hier und da verbreitet finden.

Durch die helle Farbe fand die Ockererde frühzeitig Verwendung. Zuerst waren es die Naturvölker, die Ockererde dazu benutzten, ihren Körper gelb zu färben und Kleider und Geräte gelb anzustreichen. — Später fand die Ockererde, auch Gelberde genannt, viel weitere Verwendung. Seit der Einführung der wissenschaftlichen Chemie wird die gute Ockererde an ergiebigen Fundstellen durch Tagesbau, hier und da auch rein bergmännisch durch Stollenbau gegraben und der wirtschaftlichen Verwendung zugeführt.

Die Ockererde tritt meist strichweise in Lagen „Gallen“ auf. Die guten Sorten werden auch im Vogtland seit langen Jahrzehnten abgebaut. — Bergmännisch wurde Ocker auf der Hans Georg Fundgrube in Röttis (1864 wurden 10 Ztr., 1867 bereits 100 Ztr. Gelberde gefördert), auf der Heinrich-Fundgrube in Günsdorf und in der Ockergrube zu Dberreichenbach gewonnen.

In der Umgebung von Reichenbach förderte die auf Eisenerz angelegte Heinrich = Fundgrube in Günsdorf anfangs den größten Ockerabbau. Von 1855 bis 1881 wurden auf dieser Grube neben vielen Zentnern Eisenstein auch 9577 Zentner Ockererde gewonnen.

1861 = 196	Ztr. Gelberde	1869 = 1570	" Gelberde
1862 = 307,83	" "	1870 = 1000	" "
1863 = 1331 52	" "	1871 = 3128	" "
1867 = 300	" "	1872 = 520	" " usw.
1868 = 309 99	" "		

Nach 1880 ging die Produktion an Ockererde, die auch auf das Obermylauer Eisengebiet und die Eisengruben der Hsolde übergriff, zurück, ohne jedoch ganz zu erlöschen. —

Die Günsdorfer Ockergrube liegt dicht an der Brunner Straße. Sie ist bis heute erhalten geblieben, nachdem sie Jahrzehnte lang von dem Rittergut zu Brunn unter dem Grundzins, für jeden gewonnenen Zentner Ocker einen Groschen Grundgeld zu entrichten, an Unternehmer verpachtet war. Im Jahre 1912 schloß das Rittergut mit den Anhalt'schen Farbenwerken, Dr. Augustin & Co. einen Pachtvertrag, der auch dann noch bestand, als die Ockergrube 1919 an Günsdorf und 1924 an die Stadt Reichenbach überging. Im Jahre 1930 übernahm den Abbau die 1869 gegründete Farbfabrik in Günsdorf, vormals F. C. Schulz Aktiengesellschaft.



Farbwerke in Günsdorf.

Ein anderes größeres Ockergebiet liegt in Oberreichenbach, nahe am Bahnübergang bei Schönbach. Der Guttsbesitzer Hermann Bauer aus Schönbach soll um 1860 hier zuerst nach Ockererde gegraben haben. Unter dem folgenden Besitzer Franke wurde der Abbau erweitert und neben Tagesbau auch aus Stollen Gelberde gefördert. — Im Jahre 1890 ging die Ockergrube an Franz Dießsch in Oberreichenbach über, unter dessen Leitung alljährlich viele Hunderte von Zentnern Ockererde als Rohware an die verschiedensten deutschen Farbfabriken geliefert wurden. Ein großer Teil der Förderung kam in die Farbfabrik in Günsdorf. Gegenwärtig wird auf beiden Ockergruben nur noch wenig Ocker gegraben.

In der weiteren Umgebung von Reichenbach wurde in der auf Eisenerz angelegten Konstantin = Fundgrube bei Rahmer nach Ockererde gegraben. Die Grube, 1855 erschlossen, wurde lange Zeit von der Mohlsdorfer Färberei im Betriebe erhalten. —

Anderen Ockergebieten begegnet man bei Neumark, Brunn, Schönfeld, bei der Fsolde in Oberreichenbach und in den Kiesgruben zu Mylau und Neßschau.

Die Mylauer Kiesgrube wurde 1908 durch den Unternehmer Veksa erschlossen, anfangs zur Kiesgewinnung, später auch für den Abbau der in den Kieslagern eingebetteten Ockererde ausgewertet. Der Ocker wurde aus dem Sande herausgewaschen, getrocknet, gemahlen und zur Gelbfarbe bereitet, andererseits durch Zusatz chemischer Bestandteile auch in grüne, rote u. a. Farben übergeführt. Leider war den Farben immer zu viel Sand beigemischt. Am 3. März 1913 gingen die erst kurze Zeit vorher gegründeten Farben- und Kieswerke A.-G. Neßschau (Mylau) an die Sächsische Farbenfabrik in Cunsdorf über, zu der auch der Farbenbetrieb in Neufkirchen in Bayern gehörte.

In Cunsdorf war aus einer Knochen- und Hornverarbeitungs-mühle, die später mit einer Färberei verbunden wurde, im Jahre 1869 eine Farbenfabrik hervorgegangen. — Die Ockererde wurde nach altem Verfahren geschlemmt, getrocknet, gemahlen und hierauf zu gelber Erdfarbe hergestellt. Die gewonnenen Farben wurden als Maurer- und Malerfarben verwendet, als auch an Tapeten- und Papierfabriken verkauft. — Später ging das Unternehmen in die Aktiengesellschaft „Sächsische Farbenfabrik Cunsdorf, J. C. Schulz“ über. Die Ungunst der Zeit brachte am 21. Juni 1928 ihre Auflösung.

Seit 1928 ist die Farbenfabrik im Besitz der Unternehmer Bannier & Hahnefeld. Hergestellt werden: Chemische Buntfarben, bunte Kalkfarben und Erdfarben nat. und gebr. zur Verwendung als Leim-, Kalk-, Öl- oder Lackfarbe für Zement- und Spielwaren, für Papier-, Pappen-, Tapeten-, Buntpapier-, Kunstleder- und Wachs-tuchfabrikation, für Leisten- und Jalousieanstrich, Wagenlackierung, Auto- und Waggonanstrich, Pastellstift-Fabrikation, Fassadenfarben, Fußbodenfarben.

Eine andere Farbenfabrik entstand 1921 in Oberreichenbach, unter der Firma „Vogtländische Farbenfabrik“, gegründet von A. Wicking. Sie arbeitete Jahre hindurch, bis der Betrieb der Notzeit der Nachkriegsjahre erlag.

Die besten Erträgnisse des vogtländischen Ockerabbaues brachten die Jahrzehnte in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Gesamt-Förderung betrug:

1862 = 307,83 Ztr. Ockererde	1867 = 1529,20 Ztr. Ockererde
1863 = 335,43 „ „	1869 = 1570 „ „
1864 = 241,52 „ „	1870 = 2650 „ „

Die Konkurrenz der deutschen und außerdeutschen Farbenindustrie hat die vogtländische Farbenbereitung stark beeinträchtigt. Die Unternehmungslust erlahmte immer mehr. Betrug doch 1912 Deutschlands Ausfuhr an Ockererde 7828 Tonnen, dagegen die Einfuhr an Ockererde nach Deutschland 13 693 Tonnen. Die Kriegs- und Nachkriegszeit brachte die hiesige Ockergewinnung fast völlig zum Erliegen. — Heute wird in unserer Gegend der Ocker nur noch in geringem Umfange gegraben und verarbeitet. —

IV c.

Lehmgruben.

Als der Mensch durch die Anwendung des Feuers in das Kulturleben eintrat, gehörte der Lehm zu den ersten Mineralien, die er sich nutzbar machte. Er umkleidete den Herd seiner Feuerstelle mit Lehm und Sand und erfuhr dabei, daß beide Materialien zu einer harten Masse verkitteten. Damit war der Anfang für die Herstellung von Ziegeln gegeben. Wie lange es von der primitivsten Bereitung bis zur heutigen fabrikmäßigen Herstellung währte, läßt sich nicht feststellen.

Die Lehmlager unserer Gegend liegen zwischen Brun n und G u n s d o r f und bei N e ß s c h a u und R o t s c h a u.

Das Quarzgestein enthält dort einen häufigen Gesellschafter von weißer und rötlicher Farbe, den Feldspat. Er stimmt in der Farbe mit dem Quarz überein, ist aber durch seine glatten, glänzenden Flächen von jenem leicht zu unterscheiden. In der Richtung der Flächen ist der Feldspat besonders leicht spaltbar, daher auch der Name „Spat“ Zerschlägt man ein Gestein, das Quarz und Feldspat enthält, so zerspringt der Quarz nach beliebiger Richtung, der Feldspat hingegen nach seiner hauptsächlichsten Spaltrichtung.

Wenn der Feldspat vom Wasser bearbeitet wird, so tritt nicht wie beim Quarz eine mechanische Zerkleinerung, sondern eine chemische Zersetzung ein. Das kohlen saure Wasser, das weit verbreitet ist, löst das kiesel saure Kali, das kiesel saure Natron und den kiesel sauren Kalk des Feldspates auf, laugt diese Stoffe aus und trägt sie fort.

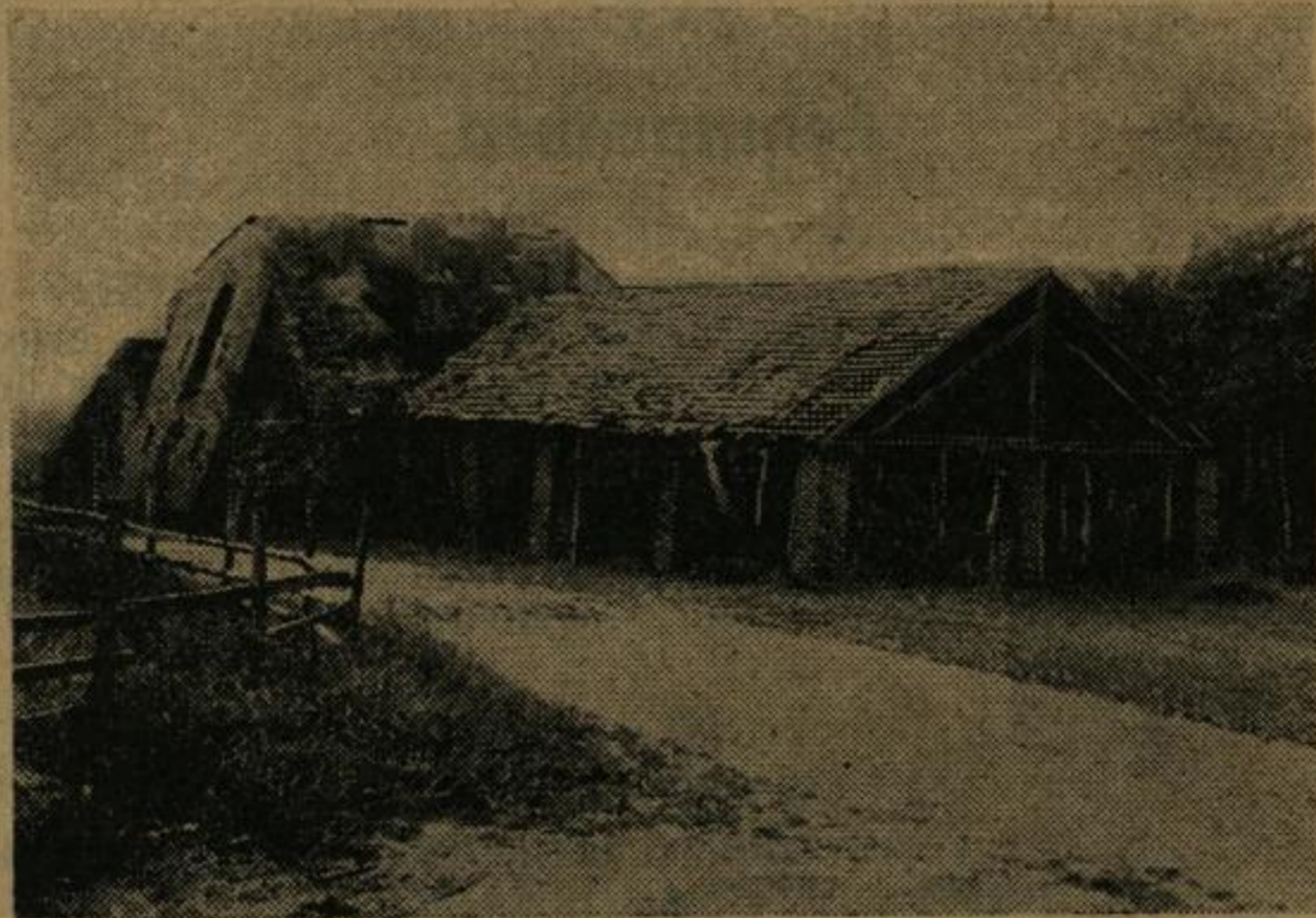
Aus dem Umwandlungs- und Neugestaltungsprozeß ist für uns der wesentlichste Bestandteil die entstandene kiesel saure T o n e r d e oder der T o n. Dieser ist durch Säuren nicht mehr veränderlich, also ein bleibendes Verwitterungsprodukt und darum das hauptsächlichste Bodenbildungsmittel.

Die Mischung von Ton und Sand heißt im allgemeinen L e h m, die von Ton und Kalk M e r g e l.

In den hiesigen Lehmlagern wird die Eigenart des Lehm es durch Zusatz von Sand im besonderen bestimmt, ob er

mager oder fett ist. Seine gelbliche oder bräunlich-rötliche Farbe verdankt er dem beigemischten Eisengehalt.

Für den Ackerboden ist der Lehm ein wichtiger Bestandteil. Er vermag ihn je nach seinen Beimischungen von Kalk und Sand kalt und warm, fest und locker zu gestalten. Er besitzt so die physikalischen Eigenschaften, welche die Pflanzenwelt zum Gedeihen bedarf und saugt hierzu fortwährend Wasser, Kohlensäure und Ammoniak aus der Luft auf, um sie mit den im Boden bereiteten oder durch Düngung zugeführten Nährsalzen zu vereinen. Er wird darum mit Recht die Nährmutter der Pflanzen genannt.



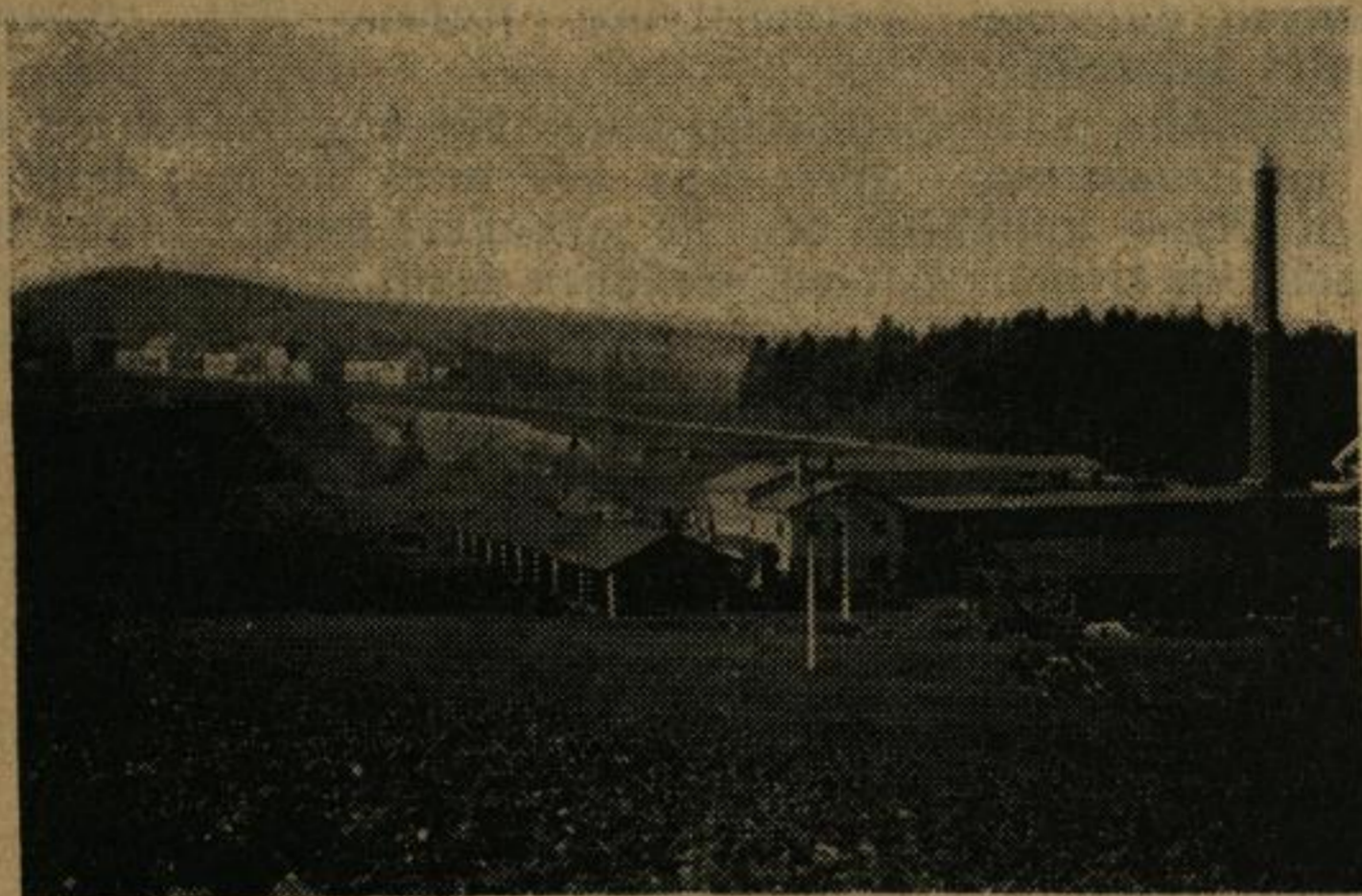
Alte Ziegelei in Brun. (Abgebrochen.)

Dem Menschen dient der Lehm durch die Herstellung von Ziegeln. In alter Zeit wurde er durch das einfache Handstrichverfahren zubereitet und in meilerartigen Brennösen gebrannt. Diese Ziegeleien sind schon lange der Zeit verfallen. Eine der letzten, die abgebrochen wurde, war die Ziegelei mit altdeutschem Ziegelofen in Brun bei Reichenbach. Sie stand am Brunner Rittergutswald, dort, wo heute noch das kleine Wohnhaus steht. Der Ziegelofen wurde etwa vor 20 Jahren abgebrochen. — Das Lichtbild dieser alten Ziegelei zeigt die Bauart, die jenen Ziegeleien bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts eigen war.

Die industrielle Entwicklung des 19. Jahrhunderts ging auch an der Ziegelbereitung nicht ohne Einfluß vorüber. Der Handbetrieb mußte dem maschinellen Betrieb weichen. Der Lehm wird heute in starken Walzenwerken zur gleichartigen Lehmmasse verarbeitet, hierauf durch die Stangenpresse zum Abschneidetisch geführt, wo er in die gewünschte Ziegelform in großen Massen kann zerschnitten werden. Die Ziegel werden in Trockenhütten oder besonderen Räumen getrocknet und in Ringöfen zu roten Ziegeln gebrannt. Die Ziegelbereitung der Gegenwart hat so das alte Verfahren in der Arbeitsweise und der Produktion weit überholt.

An der äußeren Zwickauer Straße entstanden in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die neuen Ziegeleien der gegenwärtigen Besitzer Franz Dießich und Gottw. Schneider. Ihre Lehmlager geben einen 1 bis 1½ m tief liegenden blätterigen Lehm, der an Stellen auf Kiesel-schiefer lagert.

Nähe bei Cunsdorf, dort, wo vor vielen Jahrzehnten alte Ziegelwerke standen, wurde 1872 die neue Ziegelei der Fa. Georg Ruchs erbaut, ein großes Anwesen, das sich reger Arbeit erfreuen durfte. — Der Lehm in der nahen Lehmgrube enthält dann und wann hand- bis kopfgroße Eisensteine, die die Zubereitung des an sich nicht besten Lehmes störend beeinflussen.



Ziegelei mit Lehmgrube in Neßschau.

Westlich von Neßschau standen ehemals auch einige alte Ziegeleien. Auch sie sind der Zeit verfallen. An ihrer Stelle arbeitet heute die Dampfziegelei der Fa. Donner-haf. Der Inhaber ließ die alte Ziegelei des damaligen Besitzers Schürer 1912 neu errichten und in einen modernen Betrieb umgestalten, der jetzt auch die Ziegelei mit guten Lehmgruben in Limbach mit umfaßt.

Eine eigenartige Verwendung fanden früher die besonders fettigen Lehme. Sie wurden in unserer Gegend zum Walken der Flanelle und Tücher verwendet. Man nannte solchen Lehm nach seiner Verwendung auch „Walkerde“. Seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts hat die Seife die Walkerde aus den Fabriken verdrängt.

Der Cunsdorfer Boden liefert hierzu noch ein anderes nutzbares Mineral, das noch vor Jahren abgebaut und der Wirtschaft zugeführt wurde. Es ist der Asbest, ein faseriges Gestein, das sich ehemals durch Ausscheidung in den Klüften und Spalten des Grünsteins gebildet hat. Der Asbest tritt in verschiedener Form und Festigkeit auf, er wechselt vom harten bis zum weichen Gestein. An der

Erdoberfläche löst er sich in faserige Teile. Eine besondere Art ist der sternförmige Amiant. Der sogenannte Holz-Asbest ist bräunlich gefärbt.

In den Kriegsjahren 1914—1918 wurde der Asbest in der Nähe der Cunsdorfer Brauerei in großen Mengen gebrochen und nach Dresden gebracht, wo er zu feuerfesten Stoffen und Dichtungsmaterial für Schiffe verarbeitet wurde.

Damit schließen die Betrachtungen über Bodenschätze und Bergbau im Gebiete Reichenbach = Mylau = Neßschau. — Wer aus dem Antlitz unserer Landschaft zu lesen vermag, der wird auf seinen Wanderungen hier und da den Spuren vergangener Bergbauzeit begegnen, seine Heimatkenntnisse erweitern und viel Heimatfreude finden. Otto Eduard Schmidt hat recht:

„Die alte teure Heimat ist eines der höchsten Güter, die uns geblieben sind. Aber nur der wird sie mit wirklich reiner Liebe umfassen, der sie genauer kennen und ihre Sprache im tiefsten Herzen verstehen lernt.“



Quellen und Literatur.

I. Goldbergbau und Goldwäscherei.

Nachrichten, die Gold-Seiffen und Goldbergwerk zu Kuttenheide, Wolfenburg, Marienberg, Reichenbach, Weida, Neustadt, Zschopau, Mühlä, Neumark, Königsbrück, Niederhohndorf, Oberwartha betr. —, de ao 1551—1697.

S.=St.=A.=Dr. (Hauptstaatsarchiv in Dresden)
N. 4123, Loc. 36 305.

Die Goldwäsche zur Goldenen Sonne bei Reichenbach, aufgenommen Seiffen-Gebürg umb und an dem Gölsch-Fluß betr. — de ao 1709. —

S.=St.=A. Dr.*) N. 3750. Loc. 36 275.

Die Goldwäsche zu Reichenbach im Voigtlande betr. — de ao 1713 —

S.=St.=A. Dr. N. 1928, Loc. 36 089.

Alta, die Bergwerke im Voigtlande betr. de ao 1559 bis 1792 betr.

S.=St.=A. Dr. N. 319 a. Loc. 36 066.

Die Reichenbacher Bergwerke und dergl. betr. — de ao 1709 —.

Ba.=Bb. (Bergamt Voigtsberg**). Nr. 388.

Derer sämtlichen Gewerken der Goldwäsche zur goldenen Sonne in der Gölsch an der Bünaischen Mühle, unweit Reichenbach gelegen, angebrachte Erinnerungen und Beschwerden und deren Untersuchungen, de ao 1710.

Ba.=Bb. Nr. 1076.

Die Verpflichtung der Schichtmeister, Steiger und Wäscher der Gölschwäshen in der Gölsch: Goldne Sonne, — Reicher Segen Gottes — Drei güldene Rosen — und Goldner Phönix, zwischen Lengenfeld und der Bünaischen Mühle gelegen, — de ao 1731.

Ba.=Bb N. 193.

Die nähere Untersuchung des goldhaltigen Gebietes bei Auerbach und die Verwaschung des Flußsandcs im dasigen Gölschtal hinsichtlich seines Goldgehaltes u. s. w., Bergamt Schneeberg, de ao 1818.

Ba.=Bb. Nr. 1059.

Gold im Vogtland. — Von Bernh. Stöckel.
Vogtl. Jahrbuch 1922. S. 37.

Gold im Vogtlande.
Vogtl. Anz. 1921. Nr. 171.

Gold im sächsischen Vogtlande.
Reichb. Tagebl. u. Anz. 1921. Nr. 167, 265.

*) S.=St.=A. Dr. = Hauptstaatsarchiv in Dresden.

**) Voigtsberger = Archiv im Oberbergamt Freiberg.

Abhandlung von dem in der Gölzsch im Vogtlande befindlichen Golde. — In Friedr. Gottl. Gläfers Beiträge zur Naturgeschichte und Bergpolizeiwissenschaft. Nr. 1. S. 13. — Leipzig 1780.
(Auerbacher Amts- u. Wochenbl. 1879, S. 52. — Reichenb. Tagebl. u. Anz. 1912. Nr. 251, 252.)

Gold in der Gölzsch. — Von Bernh. Stöckel.
Landesver. Sächs. Heimatschutz, Jahrg. 1916, S. 277—280.

Gold in der Gölzsch. — Von R. Gerber.
Vengensfelder Nachr. u. Tagebl. 1931, 2. Beil. Nr. 37.

Aus der Umgegend von Reichenbach. —
Von Bernh. Stöckel.
Vogtl. Anz. 1902. Nr. 62, 67.

Beiträge zur Geschichte des Erzbergbaues
im Vogtland. Von R. Schurig.

„Walen“ im Vogtlande. Von R. Freitag.
Vogtl. Anz. 1929, Nr. 101.

Die Goldsucher von Berda.
Beitrag zur Geschichte der „Walen“ im Vogtlande.
Von P. R. Beierlein.
Neues Archiv für sächs. Gesch. 1928, S. 7—12.

Goldvorkommen des Thüringer Waldes
und Frankenwaldes und Geschichte des Thü-
ringer Goldbergbaues und der Goldwäsche-
rei. Von E. Wichdorf. — Berlin 1914.

Das Vorkommen von Gold in Sachsen einst
und jetzt.
Reichenb. Tagebl. u. Anz. 1917. Nr. 110—112.

Erläuterungen zur geolog. Spezialkarte von Preußen
und den Thüringischen Staaten. — Blatt Greiz-Reichenbach.

Erläuterungen zur geolog. Spezialkarte des Königr.
Sachsen. Sektion: Auerbach-Vengensfeld.

Geologische Spezialkarte: Blatt Greiz-Reichenbach. (Von
Stebe und Zimmermann.)

Geolog. Spezialkarte: Auerbach-Vengensfeld.

II. Eisenbergbau

Die Bergwerke im Vogtland betr., de ao 1694—1711.
S.-St.-A. Dr. Nr. 319, b. Loc. 36 066.

Die in der vogtl. Revierabteilung gelegenen Eisenstein-
gruben und ihre an die Grundbesitzer zu entrichtenden Ab-
gaben, insbesondere die der sogenannten „Fledermaus“
Ba.-Bb. Vol. 1098.

Einer vom Rath der Stadt Reichenbach über der Stadt
getriebenen Stollen und das mit demselben erschrotene Was-
ser betr. Ba.-Bb. Vol. 714.

Berggebäude und Erzverkauf im Vogtland.
Jahresberichte der Handelskammer Plauen: 1862—1903.

Regesten zur Orts- und Familiengeschichte des Vogt-
landes. I. Band 1350—1485. Von C. von Raab.

Erzbergbau bei Reichenbach. — Von Johnson.
Vogtl. Anz. 1897, Nr. 94.

Unsere Heimatstadt Reichenbach in Charakterbildern. Haun, Reichenbach 1894.

Geschichtliche Bemerkungen über Reichenbach an der Hand der Flurnamen. — Von A. Kolibabe. Reichenbacher Tagebl. u. Anz. 1931. N. 283 ff.

Die Eruptivgesteine des Vogtlandes mit Berücksichtigung der angrenzenden Vorkommnisse. Haun, Reichenbach 1873 (23. Jahresber. der Realschule zu Reichenbach).

Beiträge zur Geschichte des Bergbaues im sächs. Vogtland. Von K. Schurig.

Zur Geschichte des Bergbaues im Greizer Gebiet. Von P. Wagner. Greizer Zeitg. 1924 N. 287, 305. 1925 N. 190, 292.

Die „Konstantin-Fundgrube“ in Schönfeld. Greizer Zeitg. 1923. 20. Febr.

Erdbeschreibung von Kursachsen. Von D. J. Merkel. 1. Bd. S. 157 ff.

Beschreibung des Königreichs Sachsen. Von Merkel. 3. Bd. S. 145 ff.

Die Volkswirtschaft im Königreich Sachsen. Von Gebauer. Bd. I. S. 490—533.

Erläuterungen zur geolog. Spezialkarte von Preußen und den Thüringischen Staaten. — Blatt Greiz-Reichenbach.

Geolog. Spezialkarte. Blatt Greiz-Reichenbach.

Verleihkarte: Sektion Reichenbach-Mylau und Rehschka. Bergamt Zwickau.

Verleihkarten: Sektion Reichenbach, Mylau, Rehschka, Bengenfeld, Neumark. Oberbergamt Freiberg.

III. Das Alaunwerk in Mühlwand.

Rechnungen über das Alaunwerk an der Gölzsch bei Reichenbach. — 1699—1753.

H.-St.-A. Dr. Nr. 644, Loc. 36 079.

Die von dem Alaunwerk zu Reichenbach im Voigtlande zu entrichtenden Zwanzigsten Gebühren und deshalb gesuchte Befreiung und andere Begnadigungen betr. — 1741. —

H.-St.-A. Dr. Nr. 2842, Loc. 36 172.

Akta. Die vorgefallenen Reparaturen an dem Alaunwerk bei Reichenbach an der Gölzsch betr. — 1799.

H.-St.-A. Dr. Nr. 2843, Loc. 36 172.

Das Alaunwerk bei Reichenbach betr. 1770—1818 fg.

H.-St.-A. Dr. Nr. 2845 a, b, c, d. Loc. 36 172.

Akta. Den von denen Herren von Hühnefeld zu Christgrün in das Alaunwerk an der Gölzsch geschehenen Einfall einer Turbation, denen Berggerichte betr.; de av. 1721.

Ba.-Bb. Nr. 254. (Oberbergamt Freiberg.)

Die Subhastation des Alaunwerkes an der Gölzsch bei Reichenbach. — de av 1726.

Ba.-Bb. Nr. 604. Vol. II.

11. Janz
11. Bc

Akta. Die Annahme von Arbeitern und deren Verbindlichkeiten beim Alaunwerk bei Reichenbach; de ao 1798. Ba.-Bb. Nr. 200.

Akta. Die Anstellung eines Steigers auf dem Königl. Alaunwerk bey Reichenbach; de ao 1808. Ba.-Bb. Nr. 203.

Verleihkarte Nr. 106. — Oberbergamt Freiberg.

Chronik der Stadt Reichenbach im Voigtlande. Von C. E. Winkler. Reichenbach 1855.

Unsere Heimatstadt Reichenbach in Charakterbildern. Haun, Reichenbach 1894.

Das Alaunwerk bei Reichenbach. Reichenbacher Tagebl. u. Anz. 1914, Nr. 65, 66, 92. 1917, Nr. 42. 1921, Nr. 207.

Vom Alaunwerk bei Mylau. — Mylauer Heimatbote. 1921. Nr. 37.

Geologisches Wanderbuch für den Greizer Kreis und seine Grenzen. Greiz 1927. Von Oberl. Nacht.

Beiträge zur Geschichte des Bergbaues im sächs. Vogtlande. Von R. Schurig.

Erdbeschreibung von Kursachsen. Von Merkel. (Alaunwerk 3. Band. S. 110.)

Vollst. Staats- und Postlexikon. — Von Schumann. (Alaunwerk. 6. Band. S. 680.)

Die Graptolithen des Vogtlandes. Vogtl. Anz. 1921. Nr. 42.

Das Vogtland, die klassische Fundstätte von Graptolithen. Von E. Manf. — „Frisch auf“. 3. Jhrg. Nr. 1.

IVa-c. Ocker-, Kies- und Lehmgruben.

Akten des Stadtrates zu Mylau über Flurstück Nr. 648. (Kiesgrubensfeld). 1913—1925.

Geschäftsberichte der Sächs. Farbenfabriken Gunsdorf mit Zweigniederlassung in Oberreichenbach. — J. C. Schulz. — Aktiengesellschaft.

Jahresberichte der Handelskammer in Plauen. 1862 und folgende.

Mineralogische Beiträge zur Naturbeschreibung der Umgegend von Reichenbach. — (Programm der Realschule in Reichenbach.) Von A. E. Köhler. — Reichenbach 1859. —

Beiträge zur Geschichte des Bergbaues im sächs. Vogtlande. Von R. Schurig.

Zeitungsberichte, mündliche Ueberlieferungen.

Erläuterungen zur geologischen Spezialkarte von Preußen und den Thüringischen Staaten.

Geologische Spezialkarte. Blatt Greiz-Reichenbach.

14 Feb 1983

11. 5. 1983

Schlagwort-Kat.

Berg-Bau (im Gebiete

Reichenbach - Mglau - Netzochbau)

G. 8° 8057

